

Zeitschrift: Jahresbericht : Dokumentationen und Funde / Archäologie Baselland
Herausgeber: Archäologie Baselland
Band: - (2023)

Artikel: Grabungen und Bauuntersuchungen
Autor: Marti, Reto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1062094>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

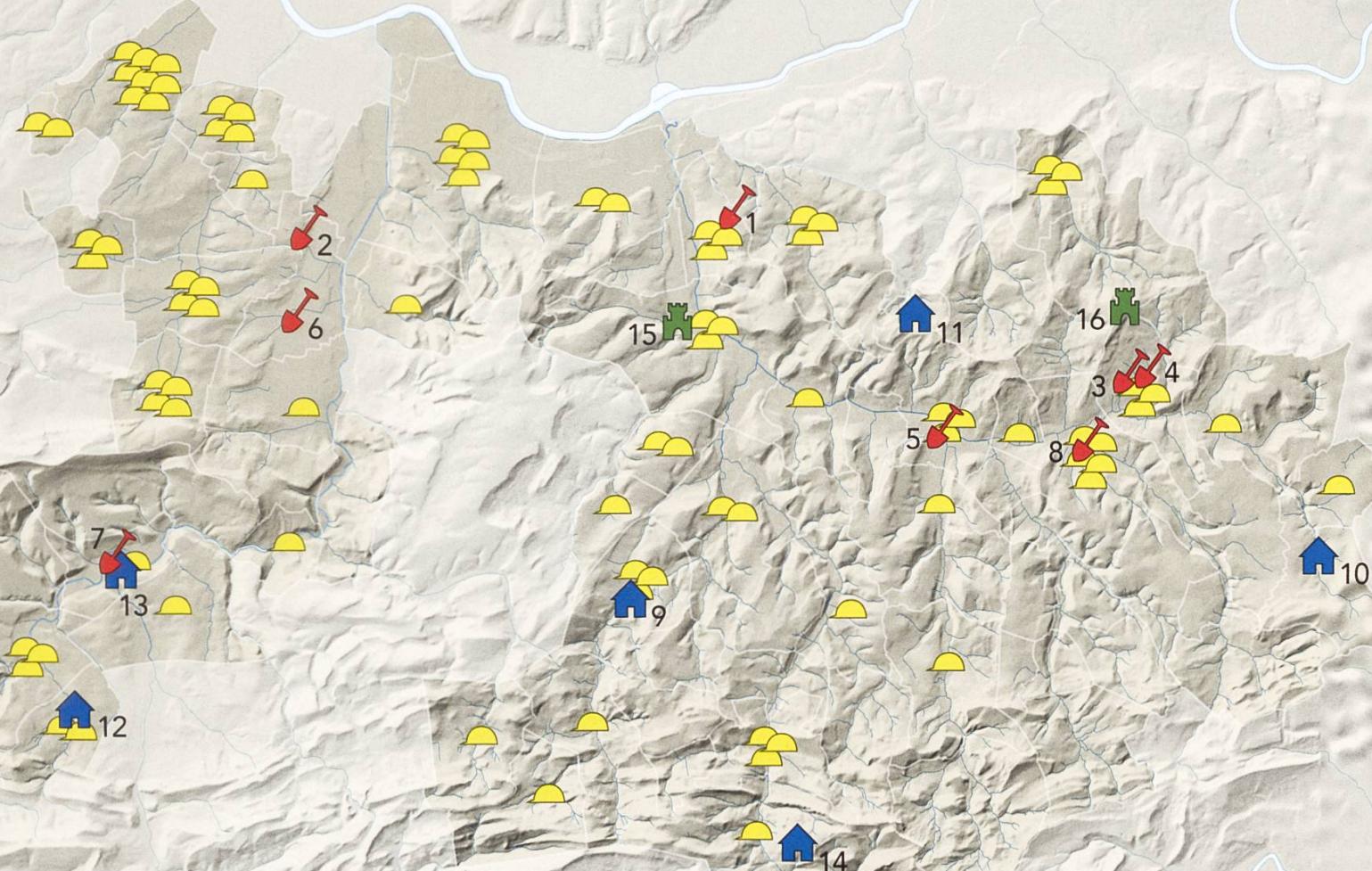
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

-  Baustellenkontrolle
-  Notgrabung
-  Bauuntersuchung
-  Einsatz in archäologischer Stätte



Grabungen und Bauuntersuchungen

Die Feldeinsätze des vergangenen Jahrs erbrachten einmal mehr reiche Ernte. Dazu leisteten die ehrenamtlichen Mitarbeitenden – auch dies kein Novum – wiederum einen ansehnlichen Beitrag. So führte die Entdeckung eines mittelpaläolithischen Faustkeils bei Füllinsdorf durch Georges Sprecher zu Nachgrabungen vor Ort, um die geologische Einbettung dieses eiszeitlichen Fundes abzuklären. Weitere hervorragende Einzelfunde, die auf das Konto unserer Späher gehen, werden im Kapitel ‹Fundabteilung› präsentiert (s. Seite 110 ff.).

Oft ist es die Langzeitperspektive, die in der Archäologie zu schlüssigen Bildern führt. So bot sich in Ormalingen die Gelegenheit, einen seit über hundert Jahren bekannten römischen Gutshof unter die Lupe zu nehmen und dabei einige Erkenntnisse zu korrigieren und zu erweitern. In Reinach führte ein mittlerweile 35-jähriges Schwerpunktprogramm zu einer weiteren Grossgrabung im mittelalterlichen Ortskern. Und in Zwingen zog die Entdeckung einiger jahrhundertealter Gräber gar den Einsatz eines Rabbiners nach sich.

Auch die neuen Erkenntnisse aus der archäologischen Bauforschung können sich sehen lassen: Neue Erkenntnisse gibt es etwa zum ältesten Mühlenkomplex des Kantons in Ziefen, zu Gebäuden des 16. Jahrhunderts in Oltingen und Nusshof, zum historischen Wandel der Dachdeckung namentlich im Laufental, zu den Hochfirstständerbauten der Region oder zu einer vermeintlichen Kapelle auf dem Hofgut Holznach hoch oben im Jura. Doch urteilen Sie selbst!

Reto Marti

Wichtige Notgrabungen und Bauuntersuchungen sowie Baustellenkontrollen und Einsätze in archäologischen Stätten im Jahr 2023 (vgl. die Liste auf der folgenden Seite).

Grabungen

- 1 Füllinsdorf, Oberholz (Altsteinzeit)
- 2 Reinach, Jupiterstrasse (Eisenzeit, Römerzeit)
- 3 Ormalingen, Gaissacker (Römerzeit)
- 4 Ormalingen, Tambachweg (Römerzeit)
- 5 Sissach, Pfarrgasse 1 (Römerzeit)
- 6 Reinach, Hauptstrasse 43 (Frühmittelalter bis Neuzeit)
- 7 Zwingen, Judenacker (Neuzeit)
- 8 Gelterkinden, Marktgasse 4 (19. Jahrhundert)

Einsätze in archäologischen Stätten

- 15 Liestal, Munzach
- 16 Farnsburg

Bauuntersuchungen

- 9 Ziefen, Mühlegasse 2–4
- 10 Oltingen, Hauptstrasse 48
- 11 Nusshof, Im Dörfli 11
- 12 Wahlen, Laufenstrasse 5
- 13 Zwingen, Schlossgasse 4
- 14 Waldenburg, Holznach

Baustellenkontrollen

Aesch: Hauptstrasse 36–42

Allschwil: Kiesstrasse, Klarastrasse 15,
Kurzelängeweg Nord-Ost, Kurze-
längeweg Süd-West, Lettenweg,
Mühligässli, Oberwilerstrasse 28,
Weiherstrasse

Anwil: Flühacker

Arisdorf: Berstelstrasse, Hauptstrasse 56,
Paradiesweg 5

Arlesheim: Pfeffingerweg

Biel-Benken: Chillmattenstrasse,
Jakobs weg, Ziegelweg/Bienenweg
Binningen: Hauptstrasse, Kernmatt-
strasse, Rebgasse, Unter dem Hözlzi
Böckten: Rohrmattstrasse/Zelgwasser-
weg

Bottmingen: Bruderholzstrasse 22

Bretzwil: Hauptstrasse

Bislach: Franzengarten

Bubendorf: Baumgartenweg, Kantons-
strasse

Diegten: Hauptstrasse

Ettingen: Blauenweg, Hauptstrasse (2 ×),
Schulgässli

Füllinsdorf: Wölferstrasse (3 ×)

Gelterkinden: Bachacherweg 2, Balken-
weg, Brühlgasse, Ischlagweg, Mühle-
gasse

Grellingen: Doppelspurausbau SBB

Hölstein: Neuhausweg

Laufen: Delsbergerstrasse, Diebach-
strasse, Weststrasse

Lausen: Hauptstrasse

Lauwil: Im Bifang

Liestal: Buchenweg, Erzenbergstrasse,
Unterer Burghaldenweg 34

Lupsingen: Gartenstrasse

Maisprach: Chilmetweg, Esterliweg,
Möhlinstrasse 5

Muttenz: Breitestrasse 12, Hofackerstrasse,
Im Apfhalter 114, Schafackerweg/
Eichenweg, Unter Brieschhalden 27

Oberdorf: Hohlweg, Lettenhofstrasse,
Liedertswilerstrasse

Ormalingen: Farnsburgweg 31, Gaiss-
acker, Wolhusen

Pratteln: Schmiedestrasse 18, UW Lach-
matt Parzelle 7262

Reigoldswil: Im Bergli

Rothenfluh: Eisengasse 8

Schönenbuch: Baselstrasse, Neuweiler-
strasse

Seltisberg: Im Hof, Liestalerstrasse

Sissach: Bützenenweg 75, Pfarrgasse 1,
Sagenmattweg 1

Therwil: Benkenstrasse, Hinterkirch-
weg (2 ×), Mühleweg

Wahlen: Breitenbachweg, Laufenstrasse/
Hinterleymenweg

Waldenburg: Hauptstrasse 70–72

Ziefen: Hauptstrasse 150, Hofmattring,
Mühlegasse 4

Zunzgen: Mittelfeldweg

Zwingen: Dorfstrasse



Füllinsdorf, Oberholz.

Der mittelpaläo-
lithische «Faustkeil von
Füllinsdorf». M 1:1.

Füllinsdorf, Oberholz: ein Faustkeil aus der Zeit der Neandertaler

Der ehrenamtliche Mitarbeiter Georges Sprecher aus Münchenstein entdeckte in den letzten Jahrzehnten zahlreiche mittel- und jungsteinzeitliche Fundstellen, so dass heute besonders die mittelsteinzeitliche Fundlandschaft im Kanton Basel-Land in einem neuen Licht erscheint (Jahresbericht 2019, S. 102 ff.).

Im Rahmen seiner Forschungen lokalisierte er im Jahr 2016 auch eine Siedlungsstelle auf einer Anhöhe bei Füllinsdorf, wo er auf den Ackerflächen mehr als Tausend jungsteinzeitliche Silex- und Felsgesteinartefakte fand, die um 4000 vor Christus von sesshaften Bauern und Viehzüchtern hinterlassen wurden (Jahresbericht 2015, S. 18 ff.). Das jungsteinzeitliche Fundvorkommen bei Füllinsdorf reiht sich somit in die zahlreichen nordwestschweizerischen Fundorte analoger Zeitstellung ein.

Die auf etwa 395 Meter über Meer liegende Fundstelle erfuhr vor einigen Jahren jedoch eine archäologische Bedeutung, die weit über den

Nachweis einer weiteren jungsteinzeitlichen Siedlung hinausgeht. Georges Sprecher stiess nämlich auf ein äusserst seltenes Silexartefakt, das sich in seiner Gestalt und seinem Alter deutlich von den jungsteinzeitlichen Funden abhebt – einen Faustkeil aus der mittleren Altsteinzeit (Mittelpaläolithikum)!

Der Entdecker Georges Sprecher mit dem Faustkeil vor der Fundstelle in Füllinsdorf.



Mittelpaläolithische
Silexartefakte von
Füllinsdorf: Levallois-
kern aus Silex ...



Kurz nach Bekanntwerden dieses aussergewöhnlichen Fundes erfolgte eine erste Analyse des gesamten Fundmaterials, die einige weitere mittelpaläolithische Silexwerkzeuge zum Vorschein brachte. Damit ist klar, dass der ‹Faustkeil von Füllinsdorf› nicht als zufälliger Einzelfund zu interpretieren ist, sondern dass er von einem Rast-

platz stammt, an dem sich während der mittleren Altsteinzeit eine gewisse Zeit lang Neandertaler aufgehalten haben.

Der nur in seiner Spitzenpartie leicht beschädigte und auf seinen Oberflächen durch wenige längliche Pflugspuren modern überprägte, ansonsten aber sehr gut erhaltene Faustkeil entspricht mit seiner symmetrischen Gestalt vor allem den Faustkeiltypen des *Moustérien de tradition acheuléenne* (MTA), die in die Zeit nach dem ersten Kältemaximum der letzten Kaltzeit (zirka 60 000 bis 40 000 Jahre vor heute) datieren. Der Fundort bei Füllinsdorf liegt jedoch weit entfernt vom südwesteuropäischen MTA-Hauptverbreitungsgebiet. Er markiert zusammen mit gleichartigen Funden – zum Beispiel von Achenheim (Elsass), Mönchengladbach, Rheindahlen, Ternsche und Unna (alle Nordrhein-Westfalen) – den östlichen Randbereich der Verbreitung des MTA.

Der Faustkeil von Füllinsdorf besitzt eine rekonstruierbare Länge von 88 Millimetern und misst

an seiner breitesten Stelle 58 Millimeter und an seiner dicksten Stelle 24 Millimeter. Sein Gewicht beträgt 97 Gramm. Das Rohmaterial (Silextyp 114/002) stammt von der Lagerstätte bei Alle, Noir Bois im Jura, die in westlicher Richtung etwa 50 Kilometer vom Fundort des Faustkeils entfernt liegt. Im Bereich dieses natürlichen Silexvorkommens wurden von 1990 bis 1993 durch umfangreiche Grabungen auch mehrere moustérienzeitliche Aufenthaltsplätze dokumentiert, die von der letzten Zwischeneiszeit (Eem) bis in die letzte Kaltzeit (Würm) datieren. Der Faustkeil von Füllinsdorf könnte somit nicht nur auf Grund seines Rohmaterials, sondern auch wegen seiner kulturellen Einordnung und seines Alters durchaus in Beziehung zu den mittelpaläolithischen Funden bei Alle, Noir Bois stehen.

Dem Neufund können mittlerweile mehrere Silex- und Felsgesteinartefakte von derselben Fundstelle zur Seite gestellt werden. Dazu gehört das Fragment eines Levalloiskerns mit typi-

scher unterseitiger Kantenpräparation und auf der Oberseite abgetrenntem Zielabschlag. Unter anderem ist auch ein konvex retuschierte Schaber aus Radiolarit vorhanden, dessen Rückseite eine partielle flächige Retusche aufweist. Von Interesse sind auch mehrere Abschläge und Geröllgeräte aus Felsgestein.

... und Schaber aus Radiolarit. M 1:1.



**Drohnenaufnahme
der Fundstelle und
der Sondierung am
Fundort des Faustkeils
im Oktober 2023.**



Die gute Erhaltung der Funde lässt den Schluss zu, dass sie nicht über Jahrzehnte an der Ackeroberfläche gelegen haben und daher nicht oder nur geringfügig von landwirtschaftlichen Maschinen beschädigt wurden. Wahrscheinlich wurden sie in moderner Zeit aus den Sedimenten unterhalb des Ackerbodens hochgepflügt und danach vermutlich

auf dem leicht abfallenden Terrain auch oberflächlich umgelagert.

Um die primäre Herkunft der Artefakte aus dem Untergrund näher einzugrenzen sowie um Informationen über die geologischen Verhältnisse unterhalb des Pflughorizontes zu erhalten, wurde beim Fundort des Faustkeils eine Sondierung bis in eine Tiefe von 1,20 Meter durchgeführt. Bei der angetroffenen Abfolge von Löss und Verwitterungslehm mit Lössanteilen handelt es sich um feinkörnigen Windstaub, der unter arktischen Bedingungen während Kaltzeiten aus den vegetationsarmen Ebenen des nahen Rheintals ausgeweht und auf den umliegenden Hochflächen wieder abgelagert wurde – so auch beim Fundort des Faustkeils.

Aus diesen Ablagerungen wurden Proben für sedimentologische und mikromorphologische Analysen entnommen. Um zusätzliche Anhaltspunkte über das Ablagerungsalter der Lössschichten sowie über die zeitliche Eingrenzung der mittelpaläoli-

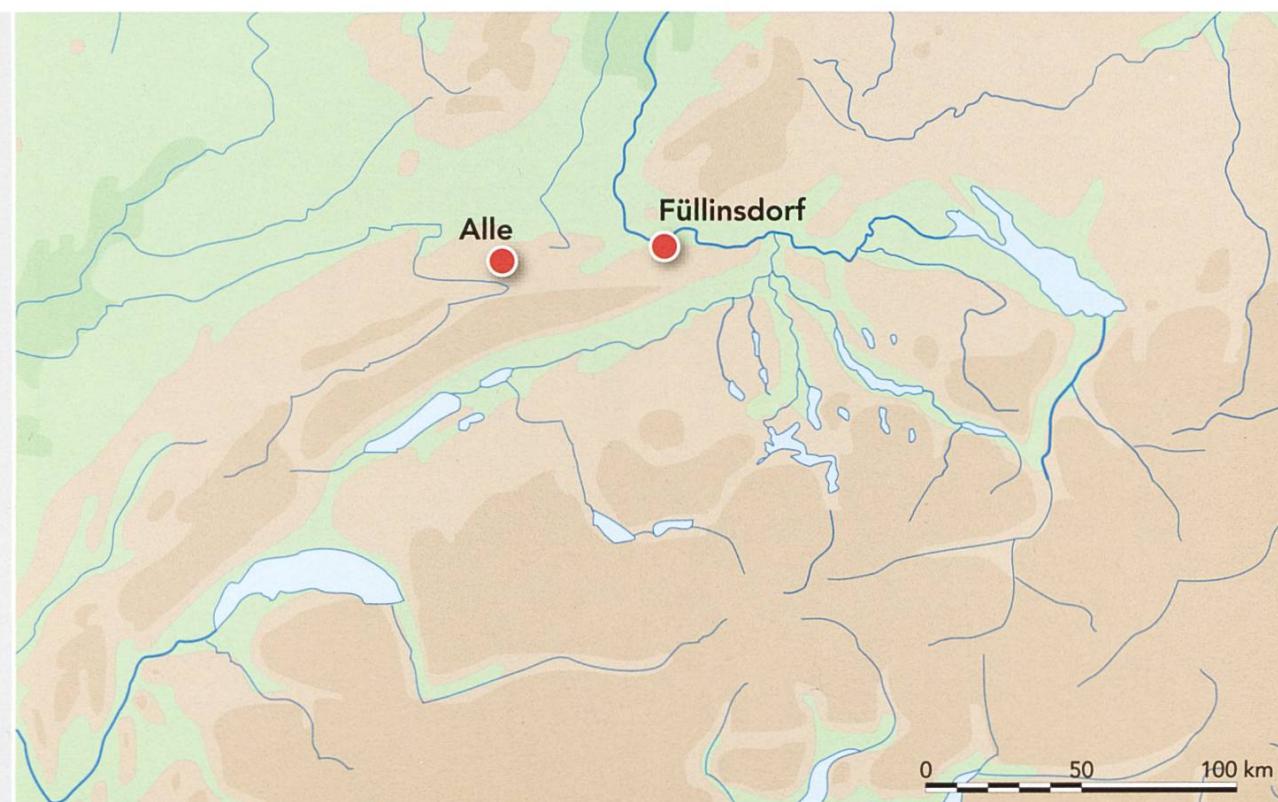
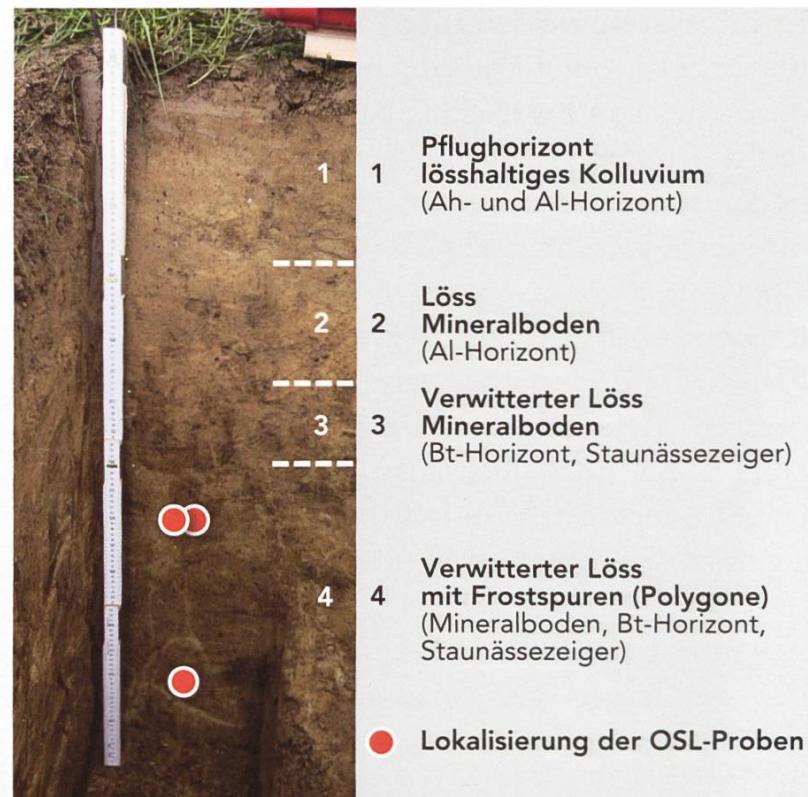
thischen Funde zu gewinnen, wurden zudem mit lichtdichten Metallzylindern mehrere Proben für die Datierung mittels optisch stimulierter Lumineszenz (OSL) entnommen. Es ist vorgesehen, die daraus resultierenden Ergebnisse zusammen mit den Ergebnissen einer detaillierten Aufarbeitung des mittelpaläolithischen Fundmaterials in Kürze

in einen ausführlichen wissenschaftlichen Bericht einfließen zu lassen.

Prospektion: Georges Sprecher

Bericht: Jürg Sedlmeier, Jehanne Affolter (Rohmaterialanalyse), Philippe Rentzel (Sedimentanalyse)

Profil der Sondierung 2023 mit den Löss-deckschichten 1–4 und dem eiszeitlichen Polygonboden (links) und Herkunft des Rohmaterials des Faustkeils.



Reinach, Jupiterstrasse: am Rand des Kultplatzes

Reinach, Jupiterstrasse. Sondierfläche 1, dahinter die neuen grauen Mehrfamilienhäuser an der Stelle der Grabung 2018. Blick nach Westen.

Die Parzelle 773 am Nordrand der Gemeinde Reinach ist für die Archäologie von hohem Interesse: Einerseits liegt sie inmitten wichtiger Fundstellen, und andererseits handelt es sich dabei um das letzte grosse, nicht überbaute Areal in diesem Gebiet.

Südöstlich der Parzelle erstreckt sich die Fundstelle Reinacherhof, wo 1996 Teile eines mehrphasigen römischen Gebäudes ausgegraben worden sind. Die Mauerreste hatten sich in einer nachrömisch entstandenen, natürlichen Geländesenke erhalten. Ausserhalb dieser Senke hat die archäologische Überwachung der grossflächigen Bauarbeiten für die damals entstehende Siedlung ‹Reinacherhof› keine weiteren Strukturen ergeben. Dazu waren die Erhaltungsbedingungen in der offenen, stark durch die Landwirtschaft geprägten Niederterrasse der Birs zu schlecht. Die Spuren des mutmasslichen römischen Gutshofs sind im Laufe der Jahrhunderte verschwunden.

Knapp 200 Meter nordwestlich der Parzelle liegt die ebenfalls römerzeitliche Fundstelle am Predigerweg. Bei mehreren Bauprojekten wurde hier eine römische Schuttschicht festgestellt, die auf ziegelgedeckte Gebäude hinweist. Die dazugehörigen Mauerreste harren noch ihrer Entdeckung.

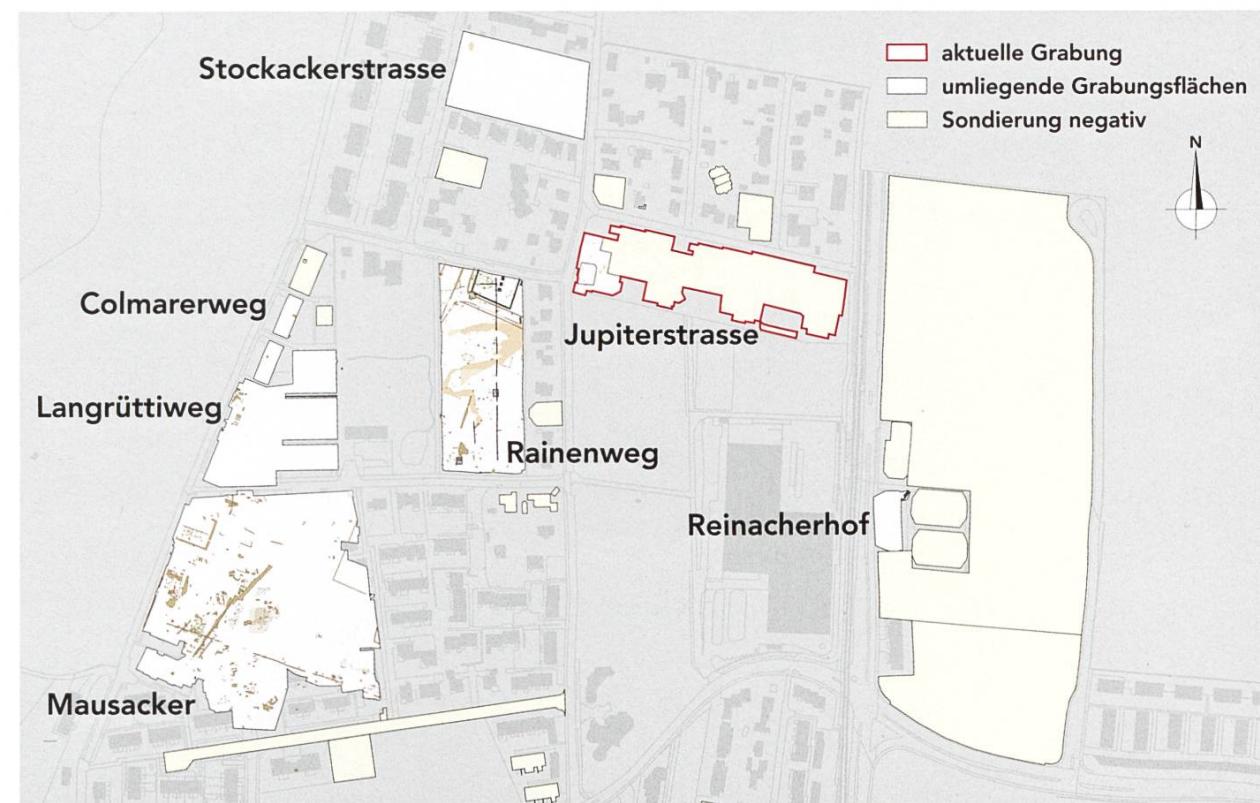
Zu guter Letzt befindet sich westlich und südwestlich des Areals der ‹Mausacker›, eine Fundstelle



von nationaler Bedeutung. In den Jahren seit ihrer Entdeckung 1993 sind hier sämtliche Epochen von der Altsteinzeit bis zur Römerzeit nachgewiesen geworden. Einige der ausgegrabenen Befunde geben Rätsel auf, so die Bestattung eines Mannes, der in der frühen Bronzezeit (1700 v. Chr.) gelebt hatte. Sein Skelett wies Spuren massiver Gewalt einwirkung auf. Zudem lag der Tote offenbar gefesselt auf dem Bauch. In einer spätbronzezeitlichen Grube am Langrüttiweg wurden Gegenstände regelrecht ‹beerdigt›, darunter ein Teil eines Drillingsgefäßes. Der erhaltene Becher aus dem 9. Jahrhundert vor Christus wies zwei seitliche Röhrenansätze auf, die zu zwei weiteren, nicht aufgefundenen Bechern führten. Solche Gefäße dürften zum rituellen Mischen von Flüssigkeiten gedient haben. Ebenfalls aus der Bronzezeit stammen zwei weitere keramische Spezialobjekte, ein so genanntes Mondhorn und ein ‹Firstziegel›. Bei ersterem handelte es sich um ein ‹gehörntes› Objekt mit ebener Standfläche, letzteres ist ein tonnenförmig gebogener Gegenstand aus gebranntem Lehm. Hinzu kommt ein 2005 entdeckter wahrer ‹Scherbenteppich› aus der frühen Eisenzeit: Die

über 70 000 Keramikfragmente lagen teils verteilt auf einer Fläche von rund 200 Quadratmetern, teils in Gruben. Eine Ausgrabung im Jahr 2015 zeigte, dass sich solche Deponierungen zerschlagener Gefäße bis ins 1. Jahrhundert vor Christus fortsetzten.

Die Lage der aktuellen Grabung mit den umliegenden, bereits bekannten Fundstellen.



Schnitt durch eine dunkel verfüllte prähistorische Pfostengrube in der Sondierfläche 1, die sich im helleren Schotter abzeichnet.

All diese rätselhaften Relikte haben eines gemeinsam: Sie können vom heutigen Standpunkt aus nicht mit alltäglichen Handlungen in Verbindung gebracht werden. Für die Archäologie stehen deshalb Deutungen in Zusammenhang mit rituellen Handlungen im Vordergrund. Hinter Mondhör-

nern und Firstziegeln könnte beispielsweise ein Feuerkult oder Schutzcharakter stecken.

Auch die Römer sahen den Ort offenbar als heilig an. Davon zeugt ein Tempelbereich mit Umfassungsmauer, entdeckt 2018 am Rainenweg. Ein grosser, in die späte Keltenzeit datierter Holzbau am gleichen Ort könnte ein früheres Heiligtum anzeigen, das eine Kontinuität bis in die Römerzeit hatte.

Aufgrund all dieser früheren Entdeckungen waren die Erwartungen an die Parzelle 773 relativ hoch. Bereits 2022 begleitete die Archäologie Baselland geologische Sondierungen, die den Untergrund im Hinblick auf eine Überbauung des Areals erkunden sollten. In der Sondierfläche 1 am Westende der Parzelle zeigten sich im Birsschotter einige kleine Pfostengruben, die teilweise prähistorische Keramikfragmente enthielten.

Aufgrund der Nähe zum römischen Tempel und der Erkenntnisse aus den Sondierungen begleitete das Grabungsteam die Aushubarbeiten des Bauge-



schäfts im Frühling und Sommer 2023 auf der gesamten Parzelle, aber besonders eng am bereits erwähnten Westende. Die kiesige Oberfläche wurde hier gereinigt und auf mögliche Eintiefungen untersucht. Die Resultate waren indes ernüchternd: Es zeigten sich nur ganz im Westen ver einzelte künstliche Bodeneingriffe. Diese ergeben zusammen keine Grundrisse, beispielsweise von ebenerdigen Pfostenbauten. Ebenso wenig liegen sie in Fluchten. Der östlichste Befund der Grabung lag knapp zwanzig Meter östlich der Stockackerstrasse. In einigen Bereichen trat ein dunkler Schwemmlschotter an die Oberfläche, der vereinzelt prähistorische Keramikfragmente enthielt. Es ist anzunehmen, dass dieser Lehm mitsamt den Funden vom westlich der Parzelle gelegenen Bruderholz abgeschwemmt worden ist.

Die Grabung leistet trotz der wenigen Befunde ihren Beitrag zur Erforschung der Fundstelle: Das Grabungsteam untersuchte eine 10 000 Quadratmeter grosse Zone systematisch auf archäologische Spuren. Dank dieser gründlichen Vorgehensweise kann nun die nordöstliche Ausdehnung des prä-

historisch-römischen Kultplatzes genau definiert werden.

Bericht: Jan von Wartburg
Mai bis Juni 2022, Juli bis August 2023

Erfolgreicher Pilotversuch: Lorenz Schober arbeitet mit dem Laubbläser zum Reinigen grosser Kiesoberflächen.





Ormalingen, Gaissacker.
Teil des wiederent-
deckten, 1907 bereits
einmal freigelegten
hypokaustierten Raums.

Ormalingen, Gaissacker: Römervilla um zwanzig Meter verschoben

Seit dem 18. Jahrhundert sind in Ormalingen Hinweise auf eine römische Siedlung in den Fluren ‹Wolhusen› und ‹Buchs› in Form von Ziegelfragmenten und Mauerfundten auf den Äckern überliefert. Aufgrund dieser Anhaltspunkte führte die Basler Historische und Antiquarische Gesellschaft unter der Leitung des Ormalinger Pfarrers Fritz La Roche in den Jahren 1906–1908 erste systematische Ausgrabungen durch. Dabei wurden 1907 an einer leichten Geländekante die umfangreichen Reste eines langgezogenen römischen Gebäudes von 45 Metern Länge und 11 Metern Breite freigelegt, das aufgrund der Grösse und der Ausstattung nur ein Herrenhaus eines römischen Gutshofs sein konnte. La Roche liess einen präzisen Plan der freigelegten Mauern erstellen. Die Mauerreste wurden nach Abschluss der Untersuchungen zugeschüttet.

Weitere Ausgrabungen in der Umgebung fanden in den Jahren 1938, 1986, 1995 und 1997 statt, wobei wiederum Mauerfundamente dokumentiert wurden, die allerdings nicht so gut erhalten waren wie diejenigen der ersten Grabung.

2017 führte der Bau von drei Einfamilienhäusern in der Flur Gaissacker zu einer Grossgrabung, bei der nördlich des Herrenhauses das Badehaus komplett freigelegt und untersucht werden konnte (Jahresbericht 2017, S. 47 ff.). Der Gebäudekomplex wies alle typischen Elemente römischer

Grabung 2017, im Vordergrund die Apsis des Badehauses. Die Grabung von 2023 liegt unter dem damaligen Humushügel.



Nach dem ersten Freilegen zeigte sich eine Mauer mit meterbreitem Versatz gegen Süden.



Badekultur auf und zeugte vom Wohlstand seiner Besitzer.

Umso mehr war man gespannt, als im Mai des Berichtsjahrs ein Bauprojekt direkt westlich des Badehauses bevorstand. Die Grabung von 2017

hatte gezeigt, dass ein grosser römerzeitlicher Graben in diese Parzelle zog. Dieser hatte wohl schon beim Bau des Badehauses dazu gedient, Hangwasser abzuleiten. Danach blieb er lange Zeit offen und erfüllte weiterhin seinen Zweck. Offensichtlich war Hangwasser damals ein grosses Problem. Dies zeigte sich auch an den hangseitigen Außenmauern des Badehauses, die mit Ziegelschrotmörtel verputzt worden waren, um das Wasser am Eindringen zu hindern.

Der Voraushub startete am 23. Mai, begleitet von der Archäologie Baselland. In der Mitte des Areals kamen unter der Humusschicht bald dunkle Verfüllschichten des römerzeitlichen Grabens zum Vorschein, worauf der Aushub vorerst gestoppt wurde. Beim Abhumusieren der südöstlichen Parzellenecke stiess der Bagger wenige Zentimeter unter der Oberfläche auf eine Ansammlung von Steinen, wie das charakteristische kratzende Geräusch der Baggerschaufel verriet. Die Steine wiesen die typische Ausrichtung der bereits bekannten

römischen Bebauung auf, was stark auf eine dazu gehörige Mauer hindeutete. Der restliche Bereich der Grabungsfläche, insbesondere nordwestlich des grossen Grabens, erschien nach dem Baggerabtrag befundleer. Bereits die Grabung im Jahr 2017 hatte gezeigt, dass dieses Gebiet zur Römerzeit nicht bebaut war.

Nach dem Baggerabtrag durch das Baugeschäft und den nötigen Installationsarbeiten begann die Ausgrabung. Das Team konzentrierte sich zuerst auf die Freilegung der Mauerreste. Die Verfüllschichten des grossen Grabens sollten erst am Grabungsende und aus Ressourcengründen lediglich baubegleitend untersucht werden.

In der freigelegten Oberfläche zeichnete sich eine Gebäudeecke ab, wobei der nördliche Abschnitt einen Versatz von einem Meter aufwies. Der westliche Bereich war teilweise gestört. Der spezifische Verlauf der Mauern erinnerte stark an das Nordende des Hauptgebäudes der römischen Villa. Dieser Verdacht wurde anhand der Mauerver-

messungen der Grabung von 1907 überprüft: Die Masse der Abschnitte stimmten exakt überein! Die aktuelle Grabung hatte also tatsächlich die Nordwestecke des Herrenhauses angeschnitten. Dieses war aber bislang 20 Meter weiter südlich verortet gewesen. Wie war es dazu gekommen?

Die bisher angenommene (blau) und die effektive Lage (grün) des Herrenhauses des römischen Gutshofs.



Die Nordwestecke des hypokaustierten Bereichs. An den Wänden sind die Reste von Hohlziegeln der Wandheizung erkennbar.



Von der Grabung des Jahres 1907 existiert zwar ein präzis vermaschter Plan des Gebäudes, jedoch konnte dieser lange Zeit nicht eingepasst werden, da externe Bezüge – beispielsweise Parzellengrenzen, Marksteine oder Hausecken – fehlen. Dies war auch nicht weiter verwunderlich, denn die damaligen Untersuchungen fanden weit ausserhalb des

Dorfes, buchstäblich auf der grünen Wiese, statt. 1986 wurden in einer kurzen Notgrabung einige Mauerreste dokumentiert, die 1907 bereits offen gestanden hatten. Dabei wurden die wiederentdeckten Mauern mit Grabungsplan von 1907 abgeglichen, was scheinbar auch gelang. Die Tücke dabei ist, dass die dokumentierten Abschnitte auch an einer zweiten Stelle – etwa 20 Meter weiter südlich – gut eingepasst werden können. Dass dies die richtige Stelle gewesen wäre, zeigt die aktuelle Grabung.

Anders als bisher angenommen, waren Badehaus und Hauptgebäude also aneinandergebaut. Die erneute Freilegung des Innenraums bestätigte die Aussagen im Bericht von Fritz La Roche: Der Hauptteil des Raums war hypokaustiert, wies also eine Bodenheizung auf. Lediglich eine Nische im Westen war nicht direkt beheizt. Dort befand sich ein intakter Mörtelboden mit darunterliegender Stickung. Womöglich stand in der Nische ein *triclinium*, ein dreiteiliges Speisesofa. Der Hypokaustraum war bereits zum Zeitpunkt der Grabung von Fritz La Roche komplett verstürzt.

Die freigelegten Aussenmauern des Hauptgebäudes waren alle im Verband, sind also gleichzeitig errichtet worden. Ihr Charakter ist dementsprechend recht einheitlich. Einzig die Nische wies auffällig breite Vorfundamente auf: Offenbar war hier bereits beim Bau das Augenmerk auf die Stabilität gerichtet worden, denn dieser Bereich war speziell durch Hangwasser gefährdet. Die Mauern waren sowohl auf der Innen- wie auch der Aussenseite verputzt.

Im Innern war der Hypokaustraum mit Ziegelschrotmörtel ausgekleidet worden. Dieser Mörtel ist hitzebeständiger als gewöhnlicher Kalkputz und schützte die Mauersteine vor den hohen Temperaturen. Über dem Bodenniveau waren die Wände sowohl im hypokaustierten Teil wie auch in der Nische mit Kalkmörtel verputzt, der teilweise bemalt worden war. Derartige Farbschichten sind in römischen Landsiedlungen der Region äusserst selten erhalten!

Drei Verputzproben, zwei vom Innenraum und eine von der Gebäudeaussenseite, wurden durch

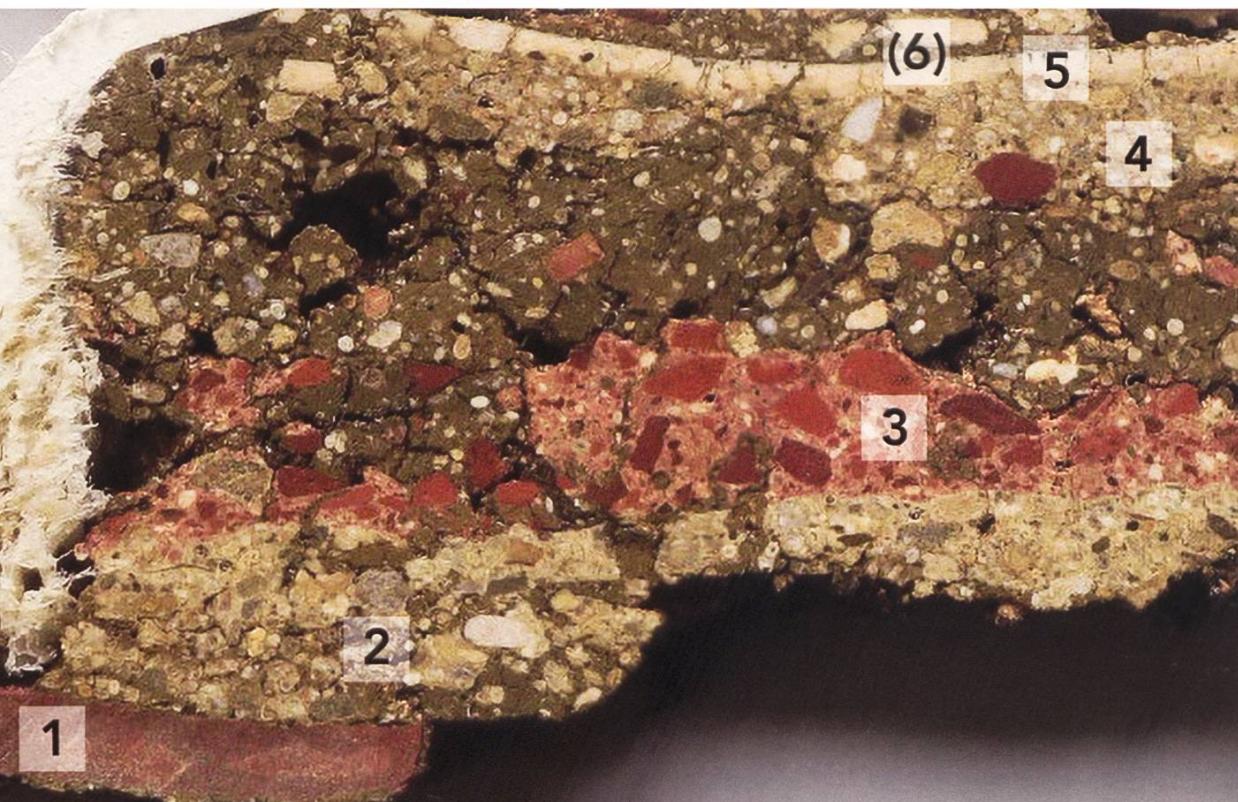
Fachleute der Universität Basel geoarchäologisch analysiert: Die Anschlüsse der Blockproben zeigen, dass qualitativ hochstehende Verputzmörtel verwendet wurden, die in mehreren Arbeitsschritten aufgebracht worden waren. So besteht die Innenseite des beheizten Raums aus einem dreischichtigen Verputz: Über einem direkt an der Mauer

Dieselbe Partie 1907,
mit noch weitgehend
intakten Hohlziegeln
(Tubuli). Blick nach
Nordwesten.



Verputz-Querschnitt:

- 1 Schilfsandstein (Wand)
- 2 Grundputz
- 3 Ziegelschrotmörtel
- 4 größerer Verputz
- 5 Tünchung
- 6 Malschicht



anhaftenden Grund aus Kalkmörtel liegt eine Schicht aus kompaktem Ziegelschrotmörtel. Darüber wurde eine weitere Schicht aus Kalkmörtel aufgebracht, der etwas größer gemagert ist als der Grundputz. Darüber folgt die 2–3 Millimeter dicke Tünchung (Feinputz), auf welche die Malschichten *al fresco* aufgetragen wurden. Zu letzte-

ren liegt eine detaillierte Analyse durch das Kunsttechnologische Labor der Hochschule der Künste Bern vor (s. Seite 142 ff.).

Der Verputz an der Aussenseite des Gebäudes ist zweilagig: Über einem rund einen Zentimeter dicken, qualitativ guten Grundputz aus Kalkmörtel wurde ein bis zu doppelt so dicker, kompakter Kalkputz mit einem geringen Anteil an Ziegelschrot aufgetragen. Darüber folgt eine dünne weisse Tünchung.

Als Rohmaterialien wurden lokal vorkommende Gesteine verwendet, beispielsweise Ergolzschotter vom Talboden, östlich der Fundstelle anstehender Hauptrogenstein sowie Schilfsandstein von Hemmiken. Die sorgfältig hergestellten Verputze passen zu den bereits früher gemachten Beobachtungen, wonach beim Bau der Villa qualitativ hochwertige Materialien zum Einsatz kamen, darunter importierter Marmor von der griechischen Insel Skyros oder Bodenplatten aus Westschweizer Juramarmor.

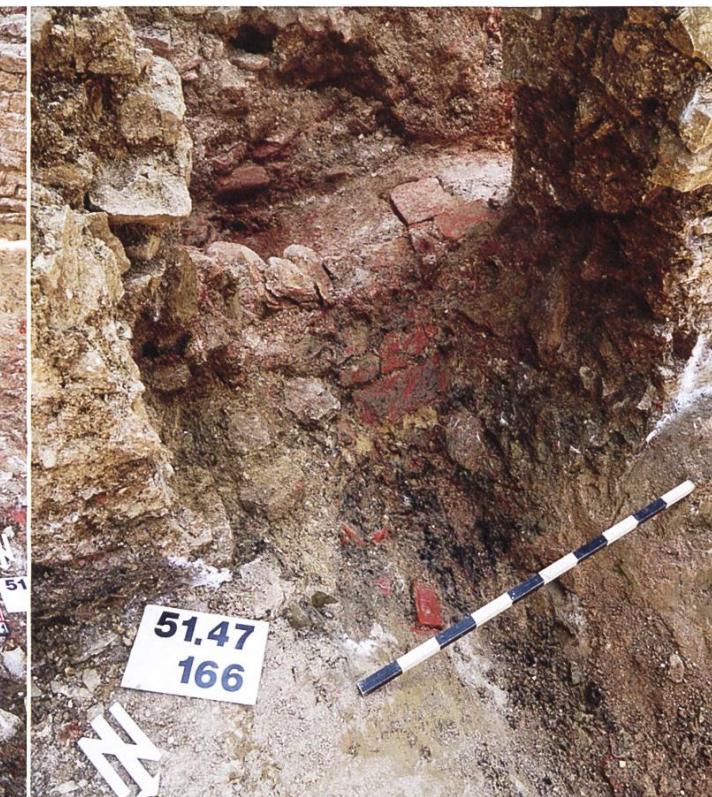
Der Hypokaustraum war nach Abschluss der Untersuchungen von Fritz La Roche wieder mit dem Aushubmaterial verfüllt worden. So fanden sich im Schutt nebst Ziegeln und Handquadern (und modernen Nägeln) auch grosse Hypokaustpfeilerplatten (*suspensurae*), die den Boden des beheizten Raumes gestützt hatten. Im Grabungsperimeter lagen nur noch drei Pfeilerplatten am ursprünglichen Ort. Der Hypokaustboden bestand aus gelegten Kalksteinen, verstrichen mit einem Lehm-Mörtel-Gemisch.

Jede Hypokaustanlage benötigt auch eine Einfeuerung. Fritz La Roche vermutete diese an der Ostseite des Raums. Beim weiteren Abgraben der Versturzschichten auf der Nordseite des Gebäudes wurde jedoch rasch klar, dass die Einfeuerung von hier aus erfolgt war. Dort kam eine grabenartige Struktur zum Vorschein, die direkt auf eine Flickstelle in der Nordmauer des Hypokaustraums zulief. In diesem Graben sind das *praefurnium*, der Ort der Einfeuerung, und der Heizkanal zu vermuten. Eine vergleichbare Anlage kam 2017 nur fünf Meter weiter östlich beim Badehaus ans Licht. Die

Lage der beiden Einfeuerungsanlagen direkt nebeneinander ist sinnvoll: Sie konnten vom selben Ort aus bedient werden, und es brauchte nur ein zentrales Holzlager.

Der weitere Aushub der Grabenverfüllung brachte aber eine Ernüchterung: Von einem gut erhaltenen

Ein mit Ziegelbruch und Holzkohle verfüllter Graben zieht auf die ehemalige Heizöffnung, die links im freigelegten Zustand zu sehen ist.

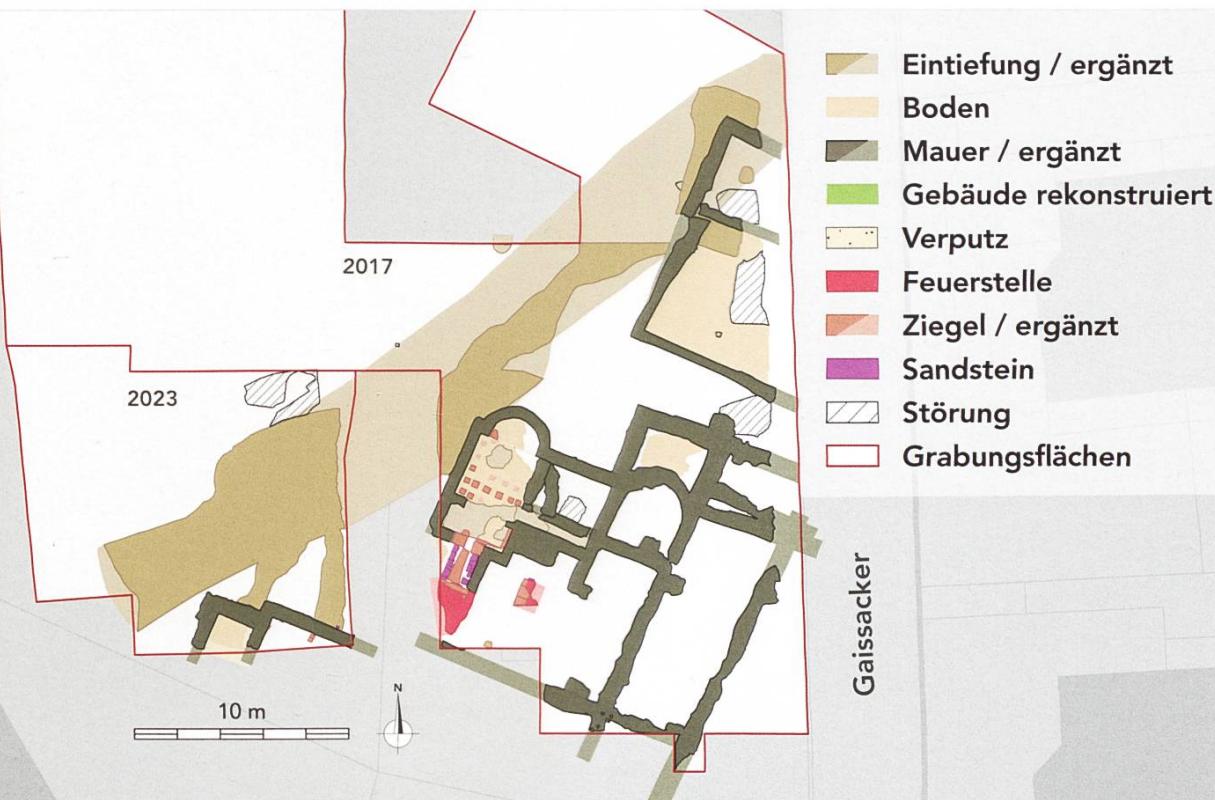


Plan der Grabungen
2017 und 2023: Nordwestlich des Hauptgebäudes liegen der grosse Drainagegraben und der geplünderte Präfurniumgraben.

Heizkanal wie bei der Untersuchung des Badehauses 2017 fehlte jede Spur. Der Graben war bis zuunterst mit einem holzkohle- und ziegelhaltigen Lehm verfüllt. Offenbar war die Anlage komplett abgeräumt worden. Möglicherweise sollten die Elemente des Heizkanals – beispielsweise grosse Sandsteinquader wie beim Badehaus 2017 – an

einem anderen Ort wiederverwendet werden. Zum Plündern der Heizöffnung, oftmals ein gemauerter Halbbogen, wurde die Nordmauer aufgebrochen und nach der Entnahme der Elemente unsorgfältig, wahrscheinlich mit Hilfe einer Schalung, mit einem Kalkstein-Mörtelgemisch wieder verschlossen. Die lehmigen Auffüllungen des Grabens reichten bis in die Mauer hinein, was bedeutet, dass das Zuschütten relativ rasch nach der Plünderung, aber noch vor dem Zupflastern des Mauerausbruchs, vorgenommen wurde. Von der ursprünglichen Heizöffnung blieben nur ein paar wenige Sandsteine in originaler Lage.

Unklar wird bleiben, wie sehr das Hangwasser den Betrieb des Präfurniums beeinflusst hat. Nebst dem grossen Graben dürfte auch eine kleinere Rinne wenig weiter westlich den Bereich vor Wasser geschützt haben. Diese lief vom Vorfundament der Nordmauer der Nische nordwärts und mündete in den grossen Graben. Zusätzlich wurde ein künstlich aufgeschütteter Hügel direkt westlich des Präfurniums festgestellt, der wohl als Wasserbarriere deuten ist.



Der bereits aus der Grabung von 2017 bekannte grosse Graben verläuft der Nordseite des Hauptgebäudes entlang gegen Nordosten. Er wurde nach Abschluss der Untersuchungen am Hauptgebäude baubegleitend dokumentiert. Dabei wurde festgestellt, dass er westlich des Hauptgebäudes gegen Null auslief und somit das römische Gehniveau erreichte.

Wie auch schon die Grabung 2017 war auch die diesjährige Kampagne relativ fundarm. Die meisten Objekte stammen aus dem Graben des geplünderten Präfurniums, der aufgrund des homogenen Materials innert kurzer Zeit verfüllt worden war. Die Keramikfunde daraus datieren bis ins 3. Jahrhundert nach Christus.

Die jüngsten Untersuchungen lieferten weitere ‹Puzzlestücke› zu diesem interessanten und gut ausgestatteten Gutshof. Nebst der Korrektur der Lage des Hauptgebäudes gelang es im Berichtsjahr auch, die Ausdehnung des Wirtschaftsbereichs (*pars rustica*) gegen Nordosten zu klären (s. Seite 57 ff.).

Bericht: Jan von Wartburg, mit Dank an Philippe Rentzel und das Team von der IPNA für die Verputzanalysen
Mai bis Juni 2023

Laura Caspers beim Ausgraben des ‹Präfurniumgrabens›. Blick gegen Südosten.



Ormalingen, Tam-bachweg. Luftbild der Fundstelle: In der Bildmitte sind die vermutete Umfas-sungsmauer und das unvollständige Geviert des Nebengebäudes als braunere Streifen im Getreide deutlich erkennbar. Südosten liegt oben im Bild.



Ormalingen, Tambachweg: weitere Hinweise zur römischen Villa

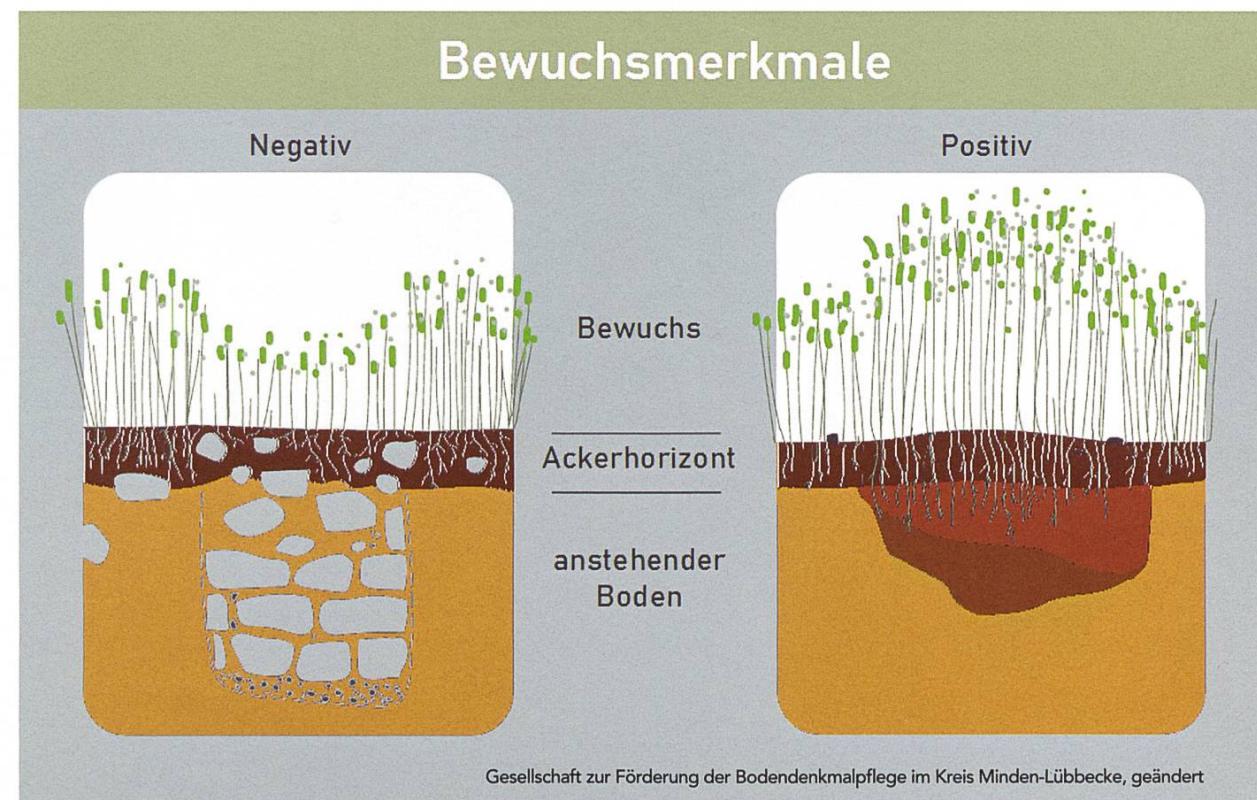
Auf dem Acker nordwestlich oberhalb des Tambachwegs, rund 150 Meter nach der Abzweigung vom Farnsburgweg, wurden schon mehrfach römische Leistenziegelfragmente und Mauersteine aufgelesen. Diese Fundstücke dürften von einem ziegelgedeckten römischen Gebäude stammen, das in Zusammenhang mit der bekannten römischen Villa von Ormalingen steht. Das Hauptgebäude mit Badehaus liegt rund 300 Meter in südwestlicher Richtung.

Im Zuge der diesjährigen Ausgrabung im Gaissacker (s. Seite 46 ff.) ergab sich diesen Sommer die Gelegenheit, die Fundstelle zusammen mit dem Entdecker Markus Schaub genauer zu untersuchen. Für eine Prospektion ohne Bodeneingriffe bot sich eine Befliegung des Areals mit der Drohne an, denn Bewuchsmerkmale im Feld könnten unter der Erdoberfläche verborgene Mauerreste anzeigen.

In der Luftbildarchäologie wird zwischen negativen und positiven Bewuchsmerkmalen unterschieden: Ein positives Bewuchsmerkmal kann

sich über ehemaligen Vertiefungen im Boden wie Gräben oder Gruben zeigen. Über solchen Stellen wachsende Pflanzen finden einen feuchteren und tiefer reichenden Nährboden vor. Sie bilden stärkere Wurzeln und können dadurch höher und kräftiger wachsen.

Je nachdem, ob im Untergrund feste Mauern oder humös verfüllte Gruben stecken, entwickelt sich der Bewuchs darüber unterschiedlich.



Blick nach Südwesten, von den neu entdeckten Mauerresten (rot markiert) in Richtung Hauptgebäude des römischen Gutshofs (Pfeil).

Umgekehrt ergeben beispielsweise im Boden liegende Mauern, Fussböden oder mit Steinen verfüllte Gruben ein negatives Bewuchsmerkmal. Der Nährboden ist über diesen Strukturen dünner und trocknet schneller aus. Dort wachsende Pflanzen finden so weniger Nährstoffe, bilden kleinere Wurzeln und werden weniger hoch.

Tatsächlich zeigten sich auf den Drohnenaufnahmen negative Bewuchsmerkmale im Getreidefeld, welche die Fluchten der im Boden verborgenen Mauern deutlich anzeigen! Die Pflanzen über den Strukturen waren etwas brauner als das umgebende Getreide. Die Halme waren jedoch nur unwesentlich kürzer, wie sich vom Boden aus gut feststellen liess. Insgesamt konnte ein rund 60 Meter langer, gerader Mauerabschnitt mit einem offenbar angebauten, unvollständigen Geviert dokumentiert werden.

Der Abschnitt wird als Umfassungsmauer des Gutshofareals mit angebautem, ziegelgedecktem Nebengebäude gedeutet – vielleicht ein Stall, eine Werkstatt oder eine Scheune im mutmasslichen Wirtschaftsbereich (*pars rustica*). Die Nordwest-Südost-Ausrichtung der langen Mauer entspricht ungefähr der Orientierung des Hauptgebäudes. Die beste Übereinstimmung in Bezug auf die Ausrichtung ergibt sich jedoch mit dem leicht gegen Südosten abgewinkelten Gebäude nördlich des Badehauses.



Der Zeitpunkt der Befliegung war optimal gewählt: Die trockene Juniwitterung dürfte die Bewuchsunterschiede auf dem Feld verstärkt haben. Was für die Natur und die Landwirtschaft nicht optimal war, erwies sich für die Archäologie als Glücksgriff.

Dank der Luftbildprospektion ist die Ausdehnung des Villenareals gegen Nordosten mit einiger Sicherheit definiert. Vielleicht führte die Wasserzuleitung zum Hauptgebäude ebenfalls bei diesem Nebengebäude vorbei. Das natürliche Gefälle stimmt: Die Höhenlinien führen von hier bis zum höchsten bekannten Punkt des Gutshofs an der Nordwestecke des Hauptgebäudes dem Hang entlang. Das Wasser könnte im Bereich des Händschenmattbächli/Silberbächli gefasst und dann durch den Wirtschaftsbereich der Anlage bis zum Herrenhaus geleitet worden sein. Archäologische Befunde, die diese Hypothese stützen, fehlen derzeit aber noch. Und das wird auch noch eine Weile so bleiben: Da sich die neu entdeckten Mauerreste

nicht in der Bauzone befinden, sind keine Ausgrabungen in diesem Gebiet absehbar.

Bericht: Jan von Wartburg, mit Dank an Markus Schaub für die Fundmeldung
Juni 2023

Die Lage der neu entdeckten Mauerzüge in Bezug zum Hauptgebäude des römischen Gutshofs.



Sissach, Pfarrgasse 1.
Das Pfarrhaus liegt
140 Meter südöstlich
der Kirche.

Sissach, Pfarrgasse 1: eine römische Fibel als ‹Streufund›

Das Sissacher Pfarrhaus wurde wahrscheinlich im 16. Jahrhundert errichtet und 1763 tiefgreifend umgestaltet. Die reformierte Kirchgemeinde beschloss 2022 den Umbau des leerstehenden Gebäudes in ein Begegnungszentrum. Die Parzelle liegt im äussersten Perimeter der archäologischen Schutzzone rund um die Kirche St. Jakob, deren

Ursprünge bis ins 7. Jahrhundert zurückreichen. Aus dieser Zeit wurden 1965 auch Reste eines ausgedehnten Gräberfelds freigelegt. Noch ein paar Jahrhunderte früher – während der Römerzeit – befand sich in diesem Areal möglicherweise eine Siedlung, von der bislang jedoch lediglich Funde, aber noch keine Baustrukturen zutage getreten sind.

Aufgrund der wichtigen nahen Fundstellen begleitete das Ressort Ausgrabungen ab Juni die Bodeneingriffe, die im Zuge des Bauprojekts im Gartenbereich östlich des Hauses vorgenommen wurden. Die ersten Resultate waren ernüchternd: Der Aushub aus den Werkleitungsgräben bestand entweder aus homogenem, fundleerem Lehm oder aus sehr jungen Einfüllungen und Planien. Archäologisch relevante Strukturen oder Funde waren keine auszumachen.

Dies änderte sich jedoch am 20. Juli, als Antonio Ligorio die Aushubhügel eines Leitungsgrabens direkt östlich des Gebäudes durchsuchte. In einem lehmigen Sediment lag eine Fibel, die bei näherer



Betrachtung noch Spuren einer Versilberung oder gar einer Legierung aus Gold und Silber (Elektron) aufwies. Leider liess sich nicht mehr eruieren, von welcher Stelle des Grabens die Gewandschliesse stammte. So muss dieses Objekt leider als so genannter ‹Streufund› geführt werden.

Bei der anschliessenden genaueren Untersuchung wurde die Gewandschliesse als Scharnierbügelfibel mit seitlichen Bügelknöpfen, in der Variante ohne Bügelknöpfe (nach der Fibeltypologie der Archäologin Emilie Riha Typ 5.14.3) identifiziert. Dieser Typ datiert hauptsächlich in die zweite Hälfte des 1. Jahrhunderts. Sein Hauptverbreitungsgebiet erstreckte sich von Ostgallien bis ins Mittelland und die heutige Nordwestschweiz. Aufgrund der Grösse der Fibel ist davon auszugehen, dass sie nicht zum Verschliessen eines Mantels gedient hatte, sondern für ein Kleid aus feinerem Stoff verwendet wurde. Da Männer nur Fibeln als Mantelverschlüsse trugen, gehörte sie wohl einer Frau. Aufgrund der Fundumstände wird nie geklärt werden können, wie die Fibel in den Boden gelangte. Sie könnte zu einem Grab gehört haben

oder ganz einfach verloren gegangen sein. Der Fund macht wieder einmal bewusst, wie wichtig der Kontext für die Interpretation eines archäologischen Objektes ist.

Örtliche Leitung und Bericht: Jan von Wartburg
Juni bis Juli 2023

Die Scharnierbügelfibel
ist komplett erhalten.
Länge fünf Zentimeter.



Reinach, Hauptstrasse 43. Die Grubenhäuser I, J und K (von unten nach oben) lagen in einer Reihe und wiesen alle die typische mittelalterliche Ausrichtung auf. Das Grubenhäus K ist jedoch über 200 Jahre jünger! Blick gegen Süden.



Reinach, Hauptstrasse 43: eine weitere Untersuchung im mittelalterlichen Dorf

Bereits im September 2021 begleitete die Archäologie Baselland geologische Sondierungen hinter dem Restaurant Schopf in Reinach, die als Vorarbeiten eines neuen Bauprojekts auf den Parzellen 153 und 154 durchgeführt wurden. Noch vor der Publikation des Baugesuchs war klar, dass auf die Archäologie Baselland eine Grossgrabung zukommen würde, denn der Projektperimeter lag inmitten des südlichen Dorfkerns von Reinach und somit auch mitten im mittelalterlichen Dorf.

Die beiden Parzellen waren in allen vier Himmelsrichtungen von bereits durchgeföhrten Untersuchungen umgeben. Auf der Westseite der Hauptstrasse wurden 1991 am Rand einer ausgehobenen Baugrube an vier Stellen Reste von frühmittelalterlichen Grubenhäusern dokumentiert. 1998 fand südlich und östlich des Areals eine Grossgrabung statt. Auch hier wurden zahlreiche Grubenhäuser und Spuren ebenerdiger Gebäude entdeckt. Die Funde reichen von der Bronzezeit bis in die Moderne, mit Schwerpunkten im 7. und 12. Jahrhundert.

Im selben Jahr kamen an der Kirchgasse 11 zwei weitere Grubenhäuser des 11./12. Jahrhunderts ans Licht. 1999 förderte die Grabung beim Heimatmuseum spärliche Überreste von spätmittelalterlichen bis neuzeitlichen Bebauungen und Hinweise auf die ursprünglich hier durchführende Strasse

Übersicht über die bisher erfolgten Grabungen im Bereich des früh- und hochmittelalterlichen Ortes. Aktuelle Untersuchung: rot.



Auf der freigelegten Oberfläche des Birsschotters zeichnen sich dunkle Verfärbungen ab. Im Hintergrund das bereits entkernte Restaurant Schopf.



zutage. 2001 schliesslich wurde auf einem rund 40 Zentimeter breiten Streifen südlich des Restaurants Schopf ein weiteres Grubenhaus angeschnitten.

Im Frühling 2022 wurde das Baugesuch für zwei Mehrfamilienhäuser mit Einstellhalle publiziert.

Die Archäologie Baselland nahm Kontakt mit der Bauherrschaft auf, um die Ausgrabung mit den Bauarbeiten zu koordinieren. Die archäologische Untersuchung sollte in drei Etappen durchgeführt werden, um ein möglichst paralleles Arbeiten von Archäologie und Baufirma zu ermöglichen. Etappe 1 umfasste das Areal direkt östlich des Restaurants Schopf, Etappe 2 den Abbruch des Restaurants und die Ausgrabung auf der östlichen Parzelle 154, Etappe 3 schliesslich die Freilegung der nicht unterkellerten Bereiche unter dem Restaurant.

Der Voraushub für Etappe 1 startete am 10. Oktober 2022 und bestand aus dem Abgraben der modernen Kofferungen und Planien unter dem ehemaligen Parkplatz bis meist auf die Oberkante des anstehenden Birsschotters. Dunkle Flecken in der Kiesoberfläche zeigten ehemalige Eintiefungen an. Die meisten stammten aus der Neuzeit und gehörten zum Hinterhofbereich des ehemaligen Bauernhofs, aus dem später das Restaurant Schopf wurde.

Im Bereich der Nordostecke des Gebäudes traten jedoch die ersten Spuren aus dem Mittelalter zutage. Es handelte sich dabei um die spärlichen Reste des Grubenhauses A, das von einer grossen, neuzeitlichen Grube grösstenteils zerstört worden war. Nur einen Meter weiter westlich entdeckte das Grabungsteam die Grubenhäuser B und C, wobei die Grube des jüngeren Baus C in die bereits verfüllte ältere eingriff.

Der Voraushub für die Etappe 2 fand an mehreren Terminen im November 2022 statt. Dieser Bereich im Osten, direkt neben dem Ernst Feigenwinter-Platz, war stark gestört, etwa durch einen Keller des Ende der 1990er-Jahre abgerissenen Gebäudes Kirchgasse 13. Der anstehende Schotter kam erst tief unter modernen Planien zum Vorschein. Selbst tief liegende archäologische Befunde griffen nicht so weit ins Erdreich hinein.

Etappe 3 startete kurz vor Weihnachten. Dies war für die Archäologie der aufwändigste, aber auch der spannendste Bereich: Acht der elf entdeckten mittelalterlichen Grubenhäuser – die Bauten D bis K –

lagen in den fast ungestörten Bereichen um und unter dem nun abgerissenen Gebäude. Ebenfalls aus dem Mittelalter stammen die Reste eines kleinen, ebenerdigen Pfostenbaus. Die Keramikfunde aus den Verfüllungen seiner Pfostengruben datieren ihn wahrscheinlich ins 8. Jahrhundert nach Christus. Zu den mittelalterlichen Befunden

Die Grubenhäuser B und C wurden durch einen Leitungsgraben geschnitten. Der jüngere Bau C (Bildmitte) wies eine helle Verfüllung aus Hüttenlehm auf.



Moderne Störungen dominieren das Bild von Etappe 2 (links). Rechts Scheibenfibel des 10. Jahrhunderts, Durchmesser 3,6 Zentimeter.

gesellten sich Strukturen aus der Neuzeit, die in Zusammenhang mit dem Gebäude Hauptstraße 43 stehen dürften: Abfall- und Pfostengruben, aber auch einige Mauerreste wohl früherer Nebengebäude. Eine neuzeitliche Grube passte jedoch nicht in dieses Schema: eine sorgfältig

angelegte, rechteckige Grube mit zwei Eintiefungen auf der Grubensohle. Die mutmassliche Werk- oder Arbeitsgrube wurde nach ihrer Aufgabe mit Siedlungsabfällen verfüllt, darunter dem Unterbau eines Kachelofens. Die Ausrichtung der Grube wichen von den mittelalterlichen Strukturen



ab und orientierte sich bereits an der neuzeitlichen Bebauung.

Von Januar bis Mitte März 2023 bewegte das Grabungsteam grosse Kubaturen, denn die teilweise fast metertiefen Verfüllungen der Grubenhäuser mussten alle von Hand abgebaut werden. Doch der Aufwand lohnte sich: Nebst Gefässkeramik, Tierknochen und wenigen Eisenobjekten kamen auch zwei spezielle Funde zum Vorschein: Eine Scheibenfibel aus Buntmetall mit Emaileinlagen aus der Zeit um 1000 nach Christus und eine vollständige gelochte Jakobsmuschel, das Zeichen einer erfolgreich durchgeföhrten Pilgerreise nach Santiago de Compostela (s. Seite 132 ff.).

Die Keramikfunde aus dem Grabungsareal datieren hauptsächlich ins 9.–13. Jahrhundert nach Christus, die Mehrzahl der Grubenhäuser gehören ins 10.–12. Jahrhundert. Die merowingerzeitliche Frühphase des Ortes, die im südlich angrenzenden Stadthofareal sehr gut vertreten war, fand hier praktisch keinen Niederschlag. Ob dies nur eine Frage der Erhaltung ist, oder ob für das

6.–8. Jahrhundert tatsächlich mit zwei getrennten Siedlungsarealen zu rechnen ist, bleibt derzeit eine offene Frage. Ausgerechnet im alten Ortskern von Reinach, im Umkreis von Kirche und Friedhof, klafft derzeit noch eine grosse archäologische Kenntnislücke.

Die neuzeitliche Grube nach dem Ausnehmen des Nordteils. Auf der Sohle sind die beiden dunkel verfüllten Einbauten sichtbar.



Die Sohlen der Gruben-häuser E und F wiesen viele Staketenlöcher auf. Sie dienten der Aussteifung der Ränder mit einem Rutengeflecht.

Mit dem Ausnehmen der untersten Verfüllungen von Grubenhaus H und dem anschliessenden Infrastrukturausbau endete die Grabung Mitte März des Berichtsjahrs. Sie füllte einen weiteren blinden Fleck in der Landkarte des mittelalterlichen Dorfes. Auch wenn der Ostteil der Grabung gross-

flächig gestört war, ist die folgende Hypothese zur damaligen Bebauung sicherlich nicht abwegig:

Die mittelalterliche Strasse führte – anders als heute – östlich des Grabungsareals entlang. Direkt an der Strasse könnte man sich grössere Gebäude



vorstellen, in denen die Dorfbewohner gelebt haben. Diese ebenerdigen Pfostenbauten hinterließen weniger tiefgreifende Spuren im Boden und fielen deshalb unentdeckt den dortigen modernen Bodeneingriffen zum Opfer. In den Hinterhöfen westlich dieser Wohn- und Wirtschaftsbauten – also näher zur heutigen Hauptstrasse im Bereich des Restaurants Schopf – lagen die Grubenhäuser.

Doch wo sind eigentlich die Ursprünge dieser mittelalterlichen Siedlung zu suchen? Auf diese Frage gibt die aktuelle Grabung einen Hinweis, wenn auch nur einen indirekten: Vereinzelte römische Baukeramikfragmente in den Grubenhäusernverfüllungen deuten auf den Ausgangspunkt des mittelalterlichen Dorfes hin: Im Gebiet zwischen dem westlichen Rand des Birstals und dem heutigen Dorfkern lag der römische Gutshof Rinacum, der über die Römerzeit hinaus bewohnt blieb und dessen Name sich im heutigen Ortsnamen erhalten hat.

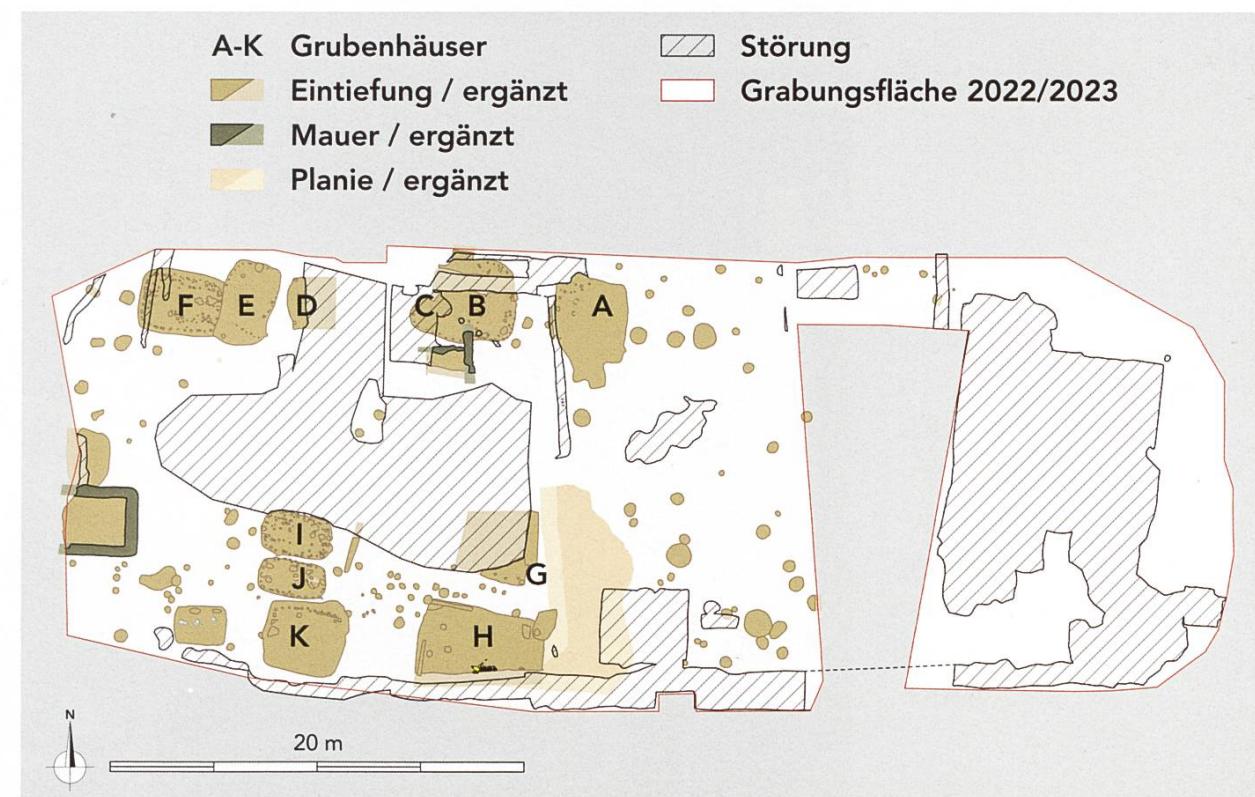


Jakobsmuschel aus Grubenhäuser K, frühes 13. Jahrhundert.

ten hat. Noch weisen erst Indizien auf diese *villa rustica* hin. Ihre genaue Lage und Ausdehnung bleiben bis auf Weiteres im Dunkeln.

Örtliche Leitung und Bericht: Jan von Wartburg
Oktober 2022 bis März 2023

Gesamtplan der Grabungen 2022/2023 mit der Lage der Grubenhäuser A–K.



Zwingen, Judenacker.
Grab 1 an der Baugrubenböschung, kurz
nach der Entdeckung
und einer ersten
Reinigung. Blick gegen
Süden.



Zwingen, Judenacker: Grabfunde auf dem ehemaligen jüdischen Friedhof

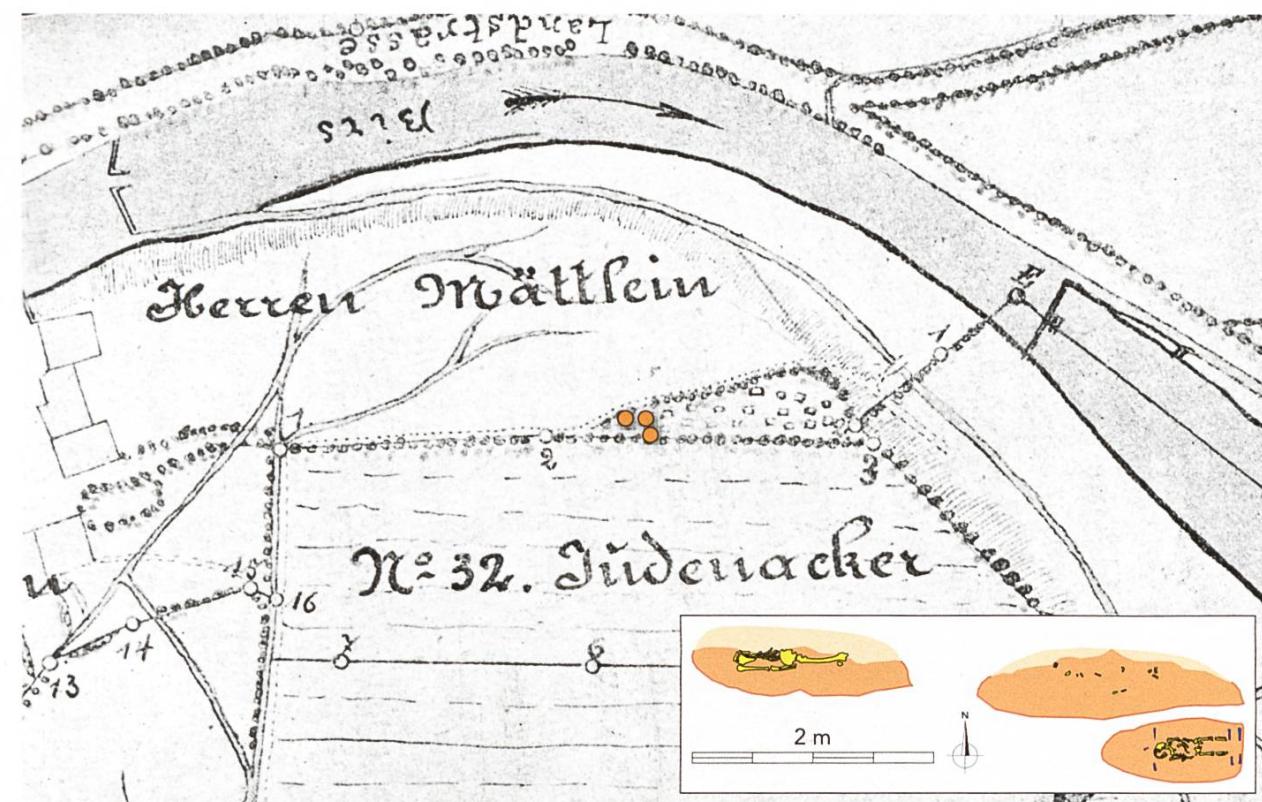
Die Archäologie Baselland begleitete im Osten von Zwingen die Erdarbeiten für den Bau eines Mehrfamilienhauses mit Autoeinstellhalle – dies aufgrund des hier überlieferten Flurnamens Judenacker. Die Aushubarbeiten im November 2022 zeigten jedoch keine Spuren des ehemaligen Friedhofs und das Dossier wurde abgeschlossen. Anfang März des Berichtsjahrs erfolgte jedoch eine überraschende Wendung: Die Bauherrschaft meldete den Fund menschlicher Knochen in einer Baugrubenböschung in der Nordwestecke der Parzelle. Die winterlichen Erosionsprozesse hatten die Überreste zweier Gräber ans Tageslicht befördert.

Da die betreffende Böschung für die Erstellung einer Stützmauer noch um einige Meter gegen Süden abgegraben werden musste, war klar, dass die ewige Totenruhe, die im Judentum gilt, gestört werden würde. Christoph Reding nahm als Leiter des Ressorts Archäologische Stätten deshalb Kontakt mit der israelitischen Gemeinde Basel auf, die auch für das Baselbiet zuständig ist. Deren Rabbiner befürwortete die Bergung der Knochen mit anschliessender Wiederbestattung auf dem

jüdischen Friedhof von Basel. Am 20. März erfolgte die flächige Freilegung der Skelette, wobei hinter der Böschung noch eine dritte Bestattung entdeckt wurde.

Die drei Bestattungen – ein erwachsener Mann, eine junge Frau und vielleicht ihr Kleinkind –

Die Lage der neu entdeckten Gräber im Parzellenplan von 1777/78, der den Judenacker und einige angrenzende Grabsteine markiert.



Grab 1 nach der Freilegung. Blick gegen Norden.



wurden freigelegt, dokumentiert, durch die Anthropologin Viera Trancik begutachtet und drei Tage später entnommen. Da eine unmittelbare Wiederbestattung angestrebt wurde, musste die anthropologische Begutachtung direkt im Feld durchgeführt werden. Viele Skelettmerkmale waren daher nicht gründlich untersucht. Grabbe-

gaben waren keine vorhanden. Nägel weisen auf die Verwendung von Särgen hin. Am 24. März, nur einen Tag nach der Entnahme der Skelette, wurden die Knochen und die Metallobjekte einem Vertreter der jüdischen Gemeinde Basel übergeben. Dieser wickelte die sterblichen Überreste in je einen Tallit, einen jüdischen Gebetsmantel, und überführte sie zum Israelitischen Friedhof von Basel, wo sie wiederbestattet wurden.

In der Heimatkunde von Zwingen ist erwähnt, dass schon bei früheren Bodeneingriffen neben Skelettresten auch Grabsteinfragmente zutage getreten sind. So wurden 1829 für den Bau der ehemaligen unteren Birsbrücke von Zwingen Grabsteine mit hebräischen Inschriften wiederverwendet. Im Jahr 1897 kamen beim Anlegen des Gewerbekanals der ehemaligen Cementfabrik Dittingen am nordöstlichen Rand des Friedhofgeländes zwei Skelette in Eichensärgen zum Vorschein, ebenso im Süden bei den Kanalisationsarbeiten für das Schulhaus. In den 1930er Jahren sind bei einem Wegbau mehrere Skelette geborgen worden. 1971 ist dann

beim Abbruch eines Wohnhauses ein Grabstein mit hebräischer Inschrift entdeckt worden, der als Schüttstein benutzt worden war.

Da der jüdische Glaube die ewige Totenruhe vorschreibt, ist eine Umbettung eigentlich nicht erlaubt. Um die Gräber zu schützen, bemühten sich jüdische Kreise Ende des 19. Jahrhunderts, das Areal des Friedhofs zu erwerben, jedoch ohne Erfolg. Bis 1988 gehörte das Gelände der Gemeinde, ab diesem Zeitpunkt wurde es zum grössten Teil an Private verkauft.

Die letzten noch nicht durch die Archäologie begleiteten Bauarbeiten wurden 1992 vorgenommen. Beim Bau eines Privathauses wurde damals ein weiter Bereich des Friedhofs zerstört. Glücklicherweise entdeckte Günter Boll mehrere Skelettreste, die mit Hilfe Freiwilliger der jüdischen Gemeinde und eines Rabbiners geborgen und auf den nahe gelegenen Hägenberg bei Zwingen umgebettet wurden. In der Folge stellte die Gemeinde Zwingen das noch unverkaufte Areal für

den Bau einer Gedenkstätte zur Verfügung. 1996 konnte der Schweizerische Israelitische Gemeindebund hier eine Gedenktafel einweihen.

Der Friedhof in Zwingen bietet einen kleinen, aber eindrucksvollen Einblick in die wechselvolle Geschichte der Juden in der Region. Er folgt auf

Die Reste von Grab 2 nach der Freilegung. Blick gegen Norden.



Grab 3 nach der Freilegung. Blick gegen Norden.



zwei ältere Grabstätten für die damals im Bistum Basel ansässigen Juden. Die älteste war spätestens seit Anfang des 13. Jahrhunderts in Nutzung und befand sich im Bereich des heutigen Kollegiengebäudes der Universität Basel und des benachbarten Petersplatzes, damals noch vor den Toren der

Stadt. Sie wurde im Zuge der Judenverfolgung zur Pestzeit 1348/49 zerstört. Nach einer Wiederausiedlung von Juden in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts wurde ein neuer Friedhof beim Hirschgässlein am Aeschengraben angelegt. Dieser bestand jedoch nur wenige Jahre, da die Juden 1397 auf Grund einer Brunnenvergiftungsklage wieder aus der Stadt flohen mussten.

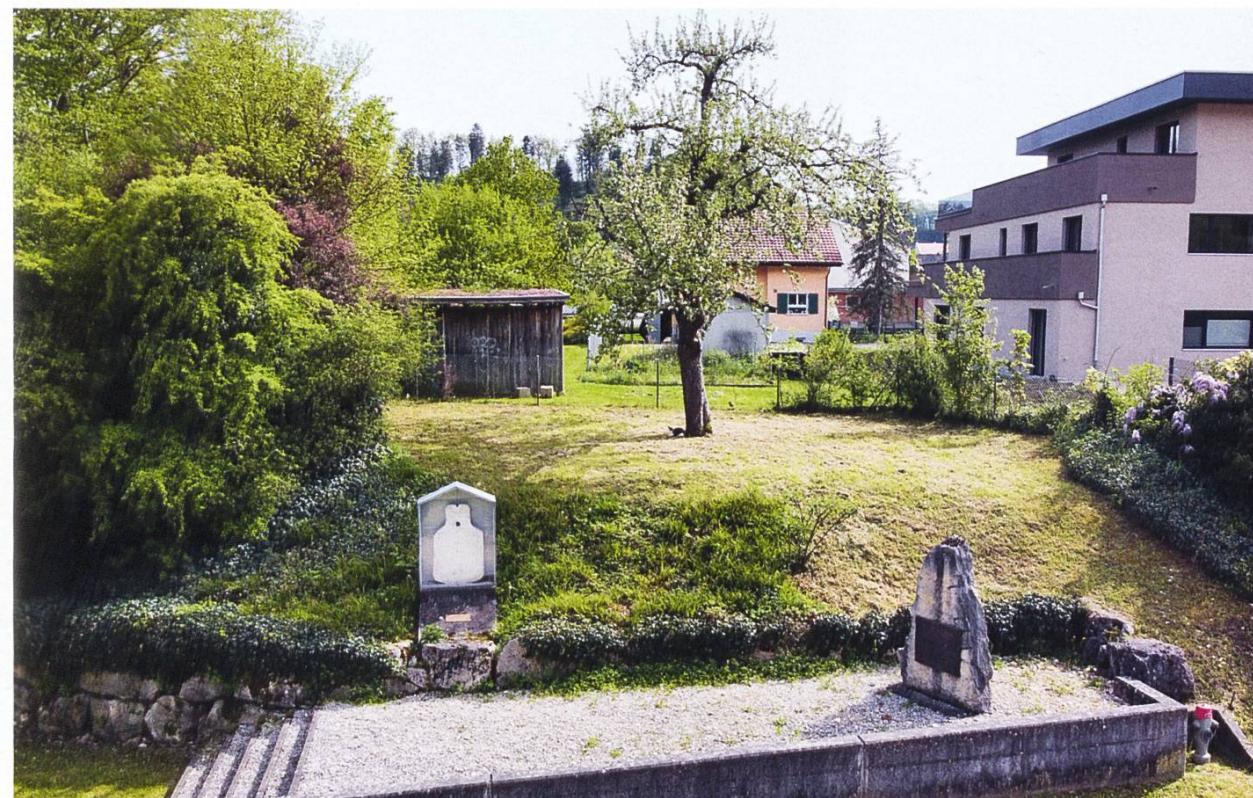
Trotz wiederholter Ausweisungen konnten sich in der Folge vereinzelt kleinere jüdische Gruppen wieder ansiedeln. Der Friedhof in Zwingen wird erstmals 1581 in einem Brief des Basler Bischofs Jakob Christoph Blarer von Wartensee an den Vogt von Zwingen erwähnt. Darin bittet der Jude Leuw um den Erhalt desselben. Angelegt wurde er vermutlich schon zu Zeiten des Fürstbischofs Melchior von Lichtenfels (1517–1575). Die Gründung fällt zeitlich mit der Vertreibung der Juden aus dem habsburgischen Vorderösterreich zusammen, zu dem auch das Elsass und das Fricktal gehörten.

In dieser Zeit sind vermutlich Jüdinnen und Juden aus den angrenzenden Gebieten ins Fürstbistum Basel eingewandert, da sie hier zumindest geduldet wurden. Aufgrund einer Zunahme der jüdischen Bevölkerung und auch des grossen Einzugsgebiets des Zwingener Friedhofs bewilligte Bischof Johann Konrad von Roggenbach 1668 eine Erweiterung. 1673 erfolgte vermutlich die letzte Grablegung. In demselben Jahr wurde der Friedhof in Hegenheim gegründet und in der Folge derjenige in Zwingen aufgegeben. Es wird vermutet, dass etwa 370 Menschen auf dem Bestattungsplatz in Zwingen ihre letzte Ruhe fanden.

Inzwischen ist das gesamte Areal des ehemaligen Friedhofs als archäologische Schutzzone erfasst worden. Bodeneingriffe sind in diesem Areal deshalb nur noch mit einer Bewilligung der Archäologie Baselland möglich. Aufgrund der vorgesehenen ewigen Totenruhe sind diese jedoch möglichst zu vermeiden.

Örtliche Leitung: Jan von Wartburg
Bericht: Simone Kiefer und Jan von Wartburg,
mit Dank an Viera Trancik, IAG, für die
anthropologischen Bestimmungen
März 2023

Am Rand des ehemaligen Friedhofs befindet sich heute eine kleine Gedenkstätte mit dem letzten erhaltenen Grabstein.



Gelterkinden,
Marktgasse 4. Die
Seltersflaschen kamen
in einem dunklen
Humus zum Vorschein.
Blick gegen Osten.



Gelterkinnen, Marktstraße 4: Seltersflaschen im Garten

Im Oktober 2023 erreichte die Archäologie Basel-land eine aussergewöhnliche Fundmeldung: Bei Gartenarbeiten an der Gelterkinder Marktstraße seien einige Seltersflaschen zum Vorschein gekommen. Es befänden sich noch mehr im Boden. Ein Augenschein vor Ort ergab, dass die Flaschen im Humusbereich dicht beieinanderlagen – eine eigens dafür angelegte Eintiefung, wie eine Grube, war nicht zu erkennen. Sie schienen innerhalb eines kurzen Zeitraums gemeinsam deponiert worden zu sein. Die Frage stellte sich: Wie und warum waren diese Flaschen gerade hier in den Boden gekommen?

Dazu erst ein kurzer Abriss über die Geschichte des Mineralwassers: ‹Selters› bezeichnete ursprünglich ein kohlesäurehaltiges Mineralwasser aus der Quelle von Niederselters (Hessen). Der deutsche Arzt Jakob Theodor Tabernaemontanus beschrieb bereits im 16. Jahrhundert die angebliche allheilende Wirkung dieses Wassers. Es erfreute sich zunehmender Beliebtheit und wurde im 17. Jahrhundert zum überregionalen, ja internationalen Verkaufsschlager.

Auch andere Quellen in Deutschland profitierten vom Aufschwung des Handels mit Mineralwasser. ‹Selters› wurde im Laufe der Zeit ein allgemeiner Begriff für deutsche Mineralwässer. Vom 17. bis Ende des 19. Jahrhunderts wurde das Wasser in Steinzeugkrügen – typologisch korrekter: in Steinzeugflaschen – verkauft. Steinzeug bezeichnet

Der Mineralbrunnen in Niederselters im Jahr 1873, links der 1857 errichtete Gusseisen-Glaspavillon über der Quelle (Wikimedia).



**Beispiele von Stempeln
auf den in Gelter-
kinden gefundenen
Flaschen: SELTERS
NASSAU und EMSER
KRAENCHES WASSER.**

Keramik aus Tonerde, die mit so hoher Temperatur gebrannt wird, dass sie auch unglasiert wasserdicht bleibt.

Der Transport in Flaschen hatte sich gegenüber demjenigen in Fässern rasch durchgesetzt, da das

Wasser darin wesentlich länger frisch und sprudelnd blieb. Während die Flaschen im 17. Jahrhundert noch mit Wachs, Pergament oder einer Schweinsblase nur annähernd luftdicht verschlossen werden konnten, kamen ab dem 18. Jahrhundert wesentlich besser geeignete Verschluss-techniken wie Metallkapseln oder Korken zum Einsatz. Im Ton eingeprägte Brunnenstempel geben Aufschluss über den Ursprung des Wassers.

Die in Gelterkinden gefundenen Flaschen stammen von zwei verschiedenen Mineralbrunnen: Von Nassau (Stempel: SELTERS NASSAU mit dem preussischen Adler) und von Bad Ems (Stempel: KRAENCHENBRUNNEN EMS resp. EMSER KRAENCHES WASSER). Zudem gibt es auch Einprägungen in Form von einzelnen Buchstaben oder Zahlen auf, die den produzierenden Töpfereibetrieb kennzeichnen.

Ein Flaschenfragment weist den Wortteil [...] REUSSEN auf: Diese stammte wohl aus der Provinz Rheinpreussen, wo in Ahrweiler die ebenfalls sehr erfolgreiche Apollinarisquelle sprudelte.



Gemäss der Typologie des deutschen Spezialisten für historische Mineralwasserflaschen, Bernd Brinkmann, gehören alle gefundenen Flaschen zum Typ F, der für gepresste, teilmaschinell hergestellte zylindrische Gefässkörper steht. Die Form mit den gerippten Hälsen ist typisch für den Zeitraum gegen Ende des 19. Jahrhunderts, gegenüber den eher bauchigen Formen des 18. Jahrhunderts. Der Gefässkörper von Typ F wurde mit der 1879 erfundenen Krugpresse hergestellt. Lediglich die Schulter und der Hals mussten von Hand modelliert werden. Typ F unterscheidet sich nur in der Herstellungsart von seinem Vorgänger Typ E, der noch vollständig auf der Töpferscheibe gefertigt worden war. Die Gelterkinder Flaschen wurden also nach 1879 hergestellt. Möglicherweise stammen sie gar aus der Zeit nach 1888. Für Flaschen mit dem Stempel ‹SELTERS NASSAU› ist ein internationaler Vertrieb erst ab diesem Jahr belegt.

Die Wasserflaschen hat man offenbar nach dem Gebrauch entsorgt. Die Deponierung von Abfällen in einer Grube ist ein bekanntes Phänomen

in praktisch allen archäologischen Epochen bis in die Moderne. Es gab kaum ‹Naheliegenderes›, als den Abfall hinter dem eigenen Haus zu entsorgen. Der Hinterhof der Marktgasse 4 ist jedoch speziell, grenzt er doch direkt an die ehemalige Drogerie Berger an der Ochsengasse 3. Auch Drogerien und

Zwei vollständige Seltersflaschen: SELTERS NASSAU (links) und EMSER KRAENCHES WASSER (rechts). Höhe je 28 Zentimeter.



Andreas Wahl bei der Entnahme einer Bodenprobe an der Fundstelle.



Apotheken handelten im 19. und bis ins 20. Jahrhundert mit ‹Heilwasser›.

Stammten die Seltersflaschen also aus den Beständen der Drogerie? Wurden hier deren Abfälle vergraben? Falls dies zuträfe, wäre bei der Bergung der

Flaschen Vorsicht geboten gewesen, denn Drogen und Apotheken verkauften im 19. Jahrhundert auch Giftstoffe wie Arsen, Quecksilber und Blei, die man vielleicht ebenfalls mit entsorgt hätte. Aus diesem Grund wurde der Boden vor den weiteren Arbeiten auf Schadstoffe überprüft. Das Resultat der Probe wies glücklicherweise keine auffälligen Werte auf, so dass die sichtbaren Flaschen und Flaschenfragmente am 22. Dezember schliesslich geborgen werden konnten.

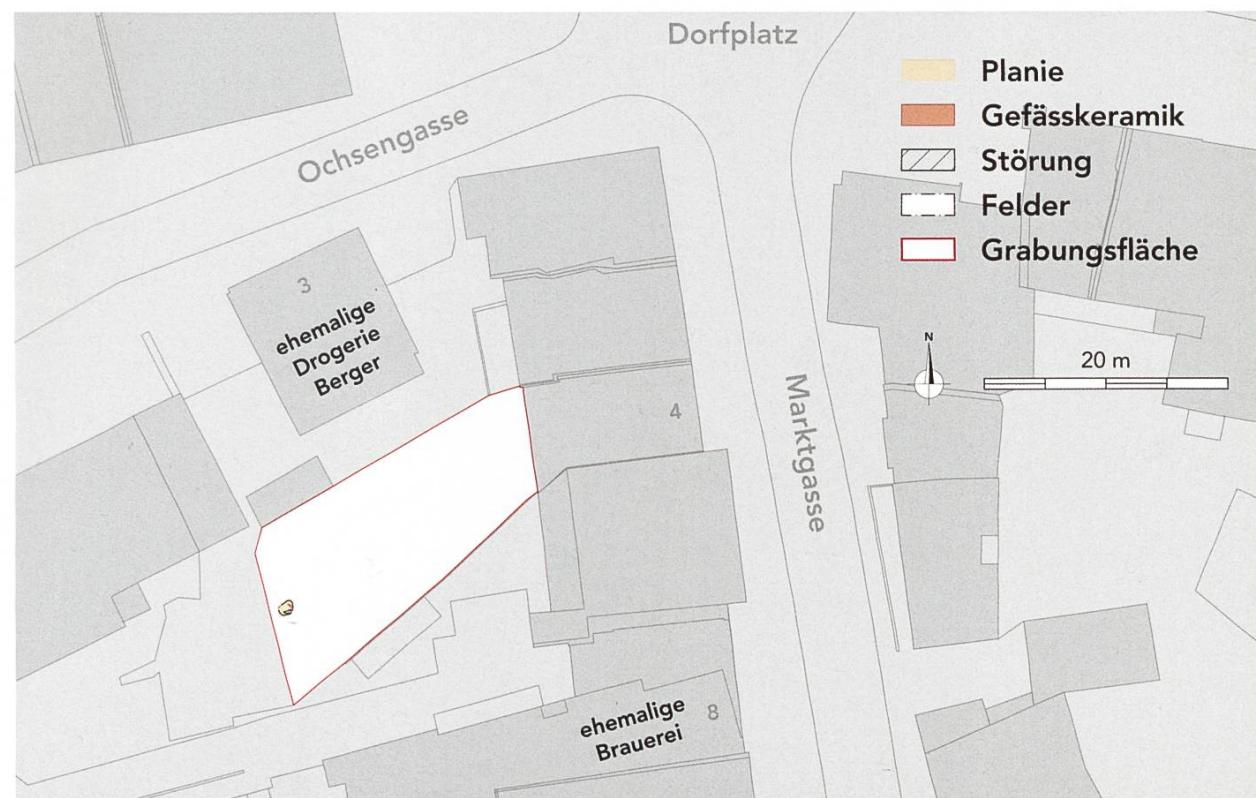
Parallel zur Beprobung des Bodens wurden auch die Brandlagerakten des Gebäudes Marktgasse 4 im Staatsarchiv konsultiert. In diesen Dokumenten sind die Eigentümerschaft, teilweise mit Angabe ihres Berufs, sowie eine Auflistung der Gebäude- teile mitsamt ihrer Nutzung verzeichnet. Von 1859 bis 1866 lebte offenbar ein Wirt in der Liegenschaft. Hatte dieser die leeren Flaschen aus seiner

Gaststube im Hinterhof entsorgt? Dafür sind die gefundenen Flaschen zu jung. Trotzdem ist nicht ausgeschlossen, dass sie aus einer nahen Gaststätte stammen, vielleicht aus dem Lokal der ehemaligen Brauerei an der Marktgasse 8? Zweifel, ob dort tatsächlich das edle, importierte Mineralwasser konsumiert wurde, sind jedoch berechtigt.

Eine eindeutige Antwort auf die Frage, wie die Flaschen in den Boden gekommen sind, ist vorerhand nicht zu geben. Die Herkunft aus einer Drogerie oder einer Gaststube ist weder beweis- noch ausschliessbar. Natürlich ist auch eine ‹private› Entsorgung denkbar, allerdings spricht die grosse Anzahl der Flaschen eher für eine gewerbliche Hinterlassenschaft. Geborgen wurden bisher zehn dieser Gebinde, eine unbekannte Anzahl steckt aber noch im Boden, wo sie bleibt, solange ihr Bestand nicht gefährdet ist.

Örtliche Leitung und Bericht: Jan von Wartburg,
mit Dank an Claudia Spiess für die Recherche in
den Brandlagerakten
Dezember 2023

Die erwähnten Liegenschaften rund um die Fundstelle im Hinterhof der Marktgasse 4.



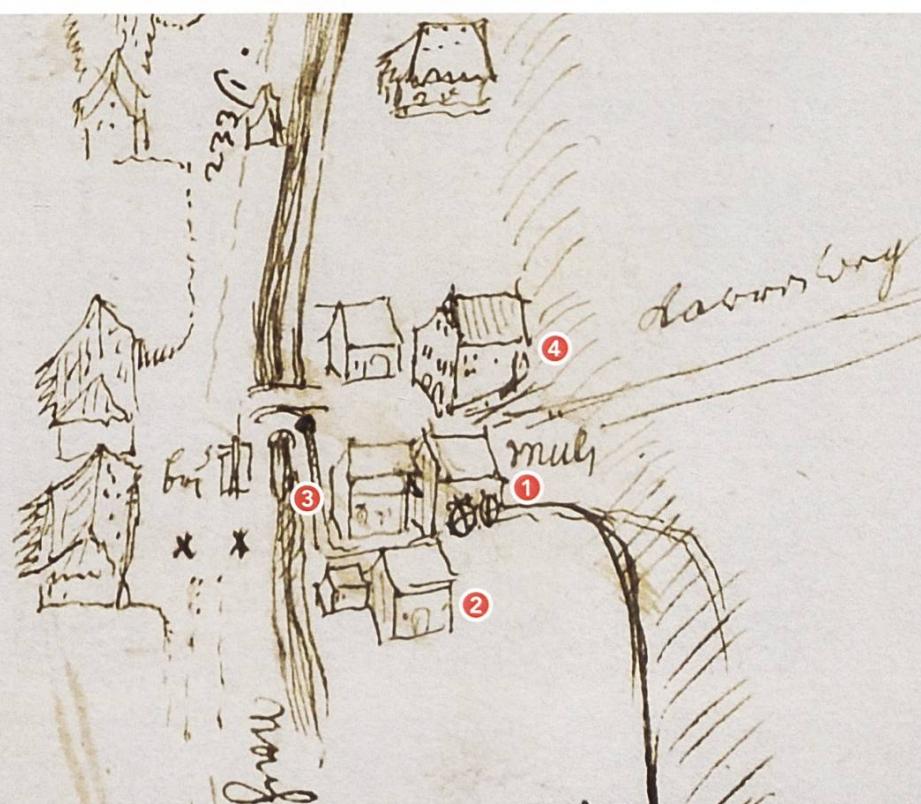
Ziefen, Mühlegasse 2 und 4: das älteste Mühlengebäude im Baselbiet

Georg Friedrich Meyer
zeichnete 1679 an der
Hinteren Frenke das
Mühlenensemble mit
dem Kanal: Mühle (1),
Ökonomie (2), Stock (3)
und Spittel (4).

Das Bachstrassendorf Ziefen hat sich aus zwei Siedlungskernen entwickelt: Aus dem Oberdorf mit einer Mühle und dem Eigengut beim Kirchhügel. Der Besitzer des Eigenguts hatte im 14. Jahrhundert die Mühle und den Zehnten zu Lehen. Das Gebäudeensemble liegt am oberen Dorfausgang in Richtung Reigoldswil und nutzte das von der

Hinteren Frenke abgeleitete Wasser für den Antrieb der Mahlwerke. Es besteht aus der zweigeschossigen Mühle, einem Ökonomiegebäude und einem als *Stock* bezeichneten kleinen Wohnhaus. Das Mühlengebäude ist im Bauinventar des Kantons Basel-Landschaft aufgrund seiner Bausubstanz als *kommunal schützenswert* eingetragen, der freistehende Ökonomiebau gilt als erhaltenswert. Da beide seit Jahren ungenutzt sind, mussten sie nun zu Teilen Neubauten weichen und wurden daher durch die Archäologie Baselland bauarchäologisch untersucht. Da die Mühle bereits für das 14. und 15. Jahrhundert überliefert ist, wurde das Bauprojekt auch bodenarchäologisch begleitet.

Das Mühlengebäude ist in Firstrichtung hälftig aufgeteilt, mit einem Wohnteil im Osten und dem Mahlraum mit Radhaus entlang des im Westen verlaufenden Mühlenkanals. Eine in Holzständerkonstruktion errichtete Laube mit Schindelbedeckung ist dem giebelseitigen Eingang vorgelagert. Im Süden ist die Mühle durch einen jüngeren Anbau erweitert worden. Georg Friedrich Meyer zeichnete die fensterlose Westseite des Mühlenge-

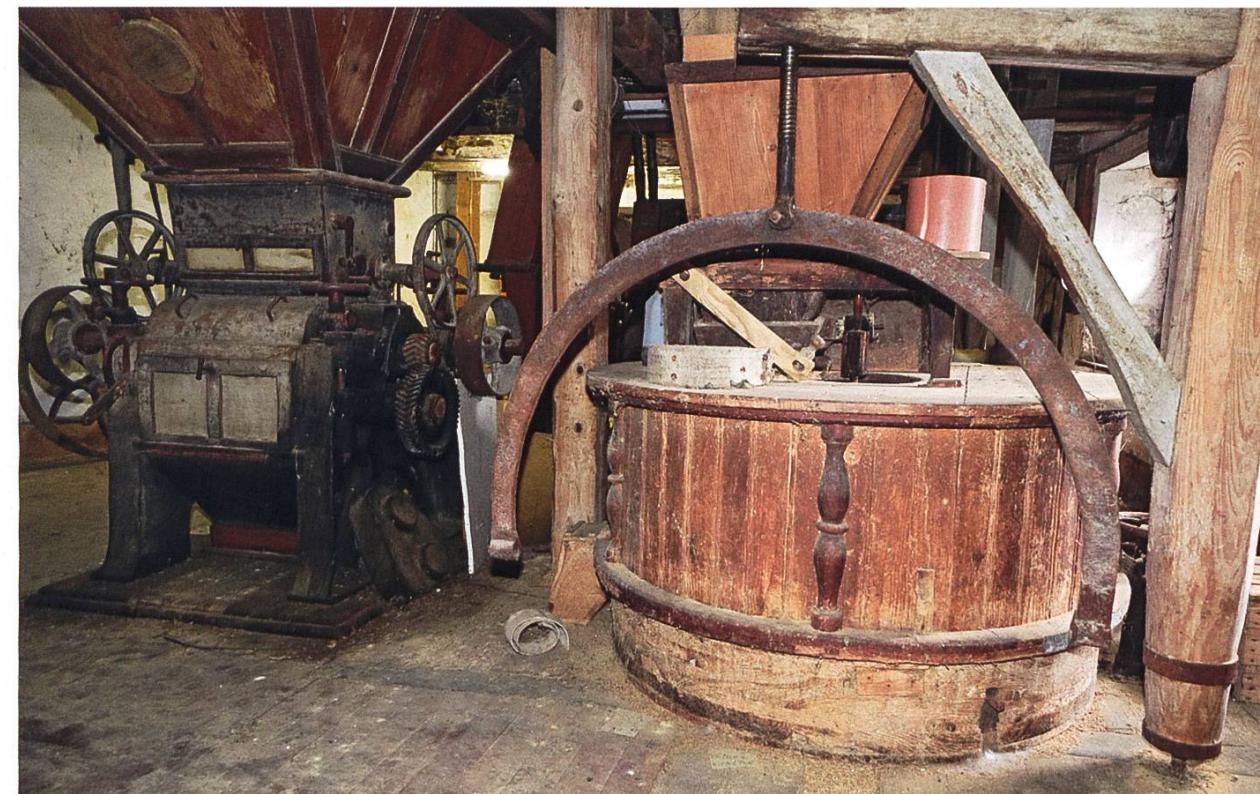


bäudes im Jahre 1679 mit zwei Wasserrädern. Später – bis zur Elektrifizierung um 1940 – trieb noch ein einzelnes Wasserrad mit einem Durchmesser von fünf Metern die Mühle an.

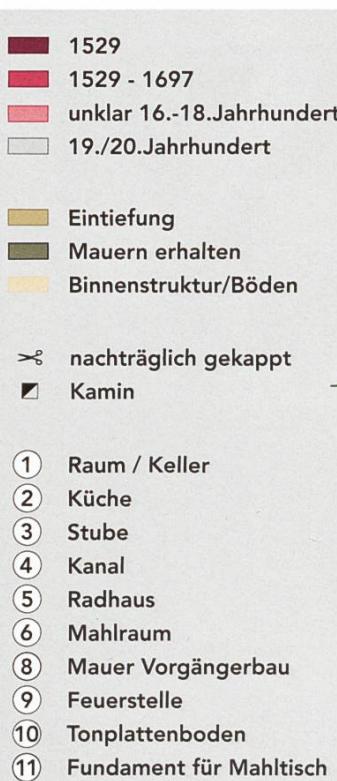
Direkt nördlich schliessen der ‹Stock› und das langgestreckte, mehrachsige Ökonomiegebäude an. Letzteres besteht aus einem beidseits mit einem Stall flankierten Tenn, wie auch bereits von Meyer so skizziert. Es wird in der Gebäudemitte von einem frühestens 1643d errichteten Sparrendach mit stehendem Dachstuhl überdeckt. Im nördlich anschliessenden, frühestens 1839d errichteten jüngeren Teil befinden sich eine Remise und die Ruine eines zweistöckigen, befensterten Steinbaus, möglicherweise eine ehemalige Werkstatt oder ein Wohngebäude. Ganz im Norden folgt ein kleiner, zuletzt als Waschhäuschen genutzter Anbau mit Pultdach. Nach 1900 wurde die Lücke zwischen Ökonomie und Mühlengebäude durch einen weiteren Stallanbau geschlossen. Die Fassadengestalt weist weitgehend Stilmerkmale des 19. und 20. Jahrhunderts auf. Im ‹Stock› befanden sich im Obergeschoss Wohnräume und Unterkünfte

der Mühlenarbeiter. Laut Brandlagerakten wurde 1866 im Erdgeschoss eine Backstube eingerichtet. Der östlich der Mühlegasse direkt an der Strasse gelegene ‹Spittel›, ein beachtlicher zweigeschossiger Steinbau, wurde nicht untersucht. Seine Grösse und Lage würde für eine sicher im 17. Jahrhundert erstellte Behausung des Müllers sprechen.

Blick in den ehemaligen Mühlenraum im Zustand vor den Umbaumaßnahmen.



**Der Grundriss des
Mühlengebäudes
mit eingezeichneten
Bauphasen.**



Das ursprüngliche, einst mit Rofen bedeckte und von Russ geschwärzte Dachgerüst des Mühlengebäudes war noch weitgehend erhalten. Es gehörte zu einem firstungebundenen, einfach stehenden Stuhl mit Firstsäulen. Die Bauhölzer aus Föhren sind frühestens im Frühjahr 1529d verbaut worden. Die Stuhl- und Firstsäulen ruhen auf Längs-

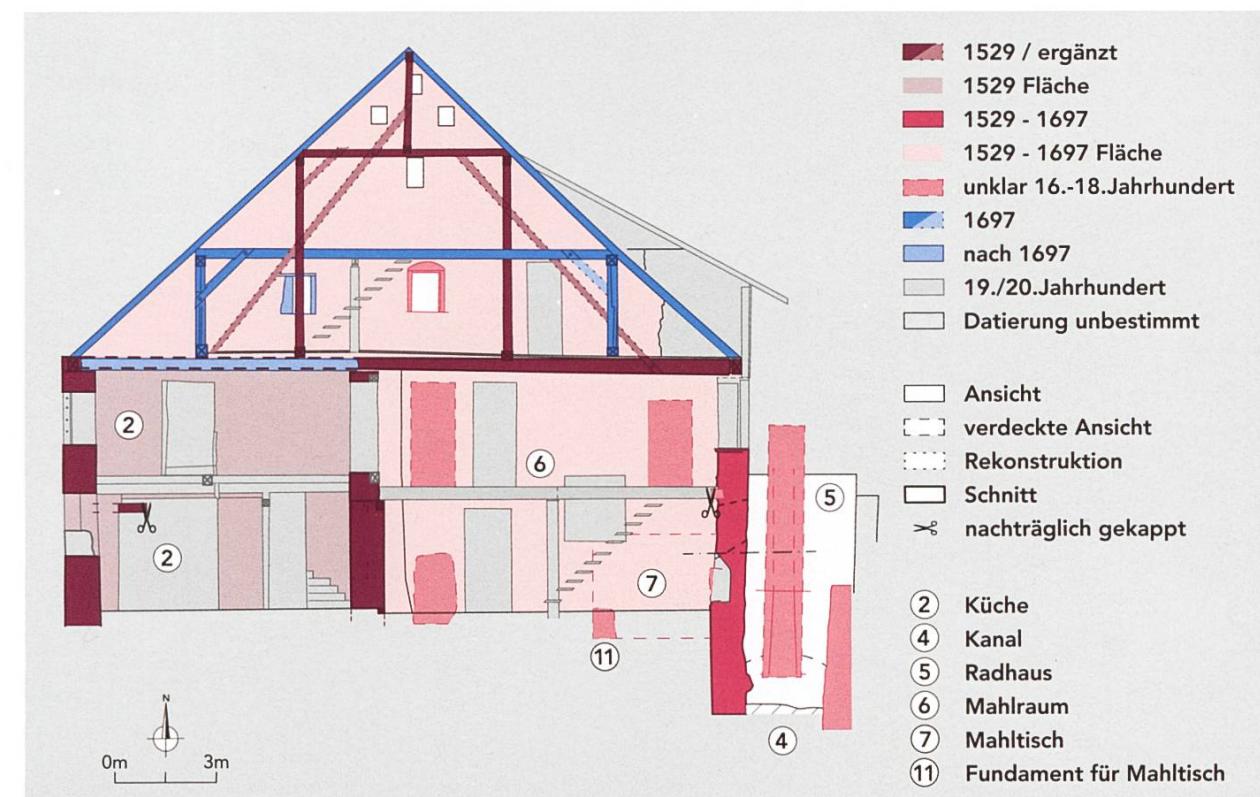
schwellen. Die Konstruktion der vier Bundachsen wird jeweils quer zum Gebäude mit zwei Druckbändern und in Längsrichtung mit Lang- und Steigbändern verstärkt. Das Dach sitzt zur einen Hälfte auf dem Wohnteil, einem steinernen, im Verband gebauten Geviert. Zur anderen Hälfte überdeckte es den Mahlraum. Dies legt nahe, dass letzterer ursprünglich als reiner Holzbau an den Wohnteil anschloss. Beide Dachgiebel waren zuerst offen oder mit Brettern verschlossen. Später wurden sowohl der Mahlraum als auch die Giebeldreiecke versteinert. Dies geschah offenbar vor dem Jahre 1697. Denn zu diesem Zeitpunkt wurde das Dach mit einem stehenden Stuhlgerüst teilweise erneuert und dabei ein bereits in den versteinerten Giebel eingebautes Fenster überdeckt. Am vier Meter hohen stehenden Stuhl von 1529 – von den Dachbalken bis zu den Kehlbalken gemessen – gibt es keinen Hinweis auf einen ursprünglich eingebauten Zwischenboden. Um mehr Lagerraum zu schaffen, wurde beim Einbau des stehenden Stuhls im Jahre 1697 ein zusätzlicher Boden eingezogen. Wahrscheinlich sind dabei gleichzeitig die Rofen durch Sparren ersetzt worden.

Auffälligerweise wies praktisch das gesamte Holzwerk des Dachs weisse Kalkspuren auf. Reinlichkeit war entscheidend im Kampf gegen das ‹Antoniusfeuer›. Diese Krankheit wurde durch den giftigen Getreidepilz ‹Mutterkorn› ausgelöst und führte oft zum Tode. Dies dürfte ein Grund gewesen sein, wieso das gesamte Gebälk von Getreidelagern stets sorgfältig gekalkt wurde. In einem Text der Ökonomischen Gesellschaft Bern von 1760 heisst es, dass das Auswaschen der Ritzen und Balken mit siedeheissem Wasser, in welchem Kalk und Salz aufgekocht worden war, und fleissiges Säubern der Räume notwendig sei.

Der Mahlraum war einst, wie bei anderen Mühlen auch, mit einem Mahltisch ausgestattet. Auf der gut raumlangen Ständerkonstruktion ruhten die Mühlsteine des Mahlgangs. Unter dem über eine Anstellstiege erreichbaren ‹Arbeitstisch› war ein begehbarer Graben, um die Rädertransmission unterhalten zu können. Ein entsprechender Fundamentstreifen aus Bruchsteinen ist unter der aktuellen Bodenplatte nachweisbar. Westlich dieses Streifens lagen noch die Steinplatten des begeh-

baren Mahlgrabens. Der Befund passt zu Mahltischen, die in der Oberen Mühle in Arlesheim und in der Unteren Mühle in Zeglingen noch vorhanden sind. Der einst wohl rund 1,5 Meter hohe Mahltisch legt nahe, dass in diesem Bereich des Mühlengebäudes das Obergeschoss erst nachträglich eingezogen worden ist und der Mahlraum

Querschnitt durch das Mühlengebäude mit eingezeichneten Bauphasen.



Unter dem aktuellen Boden der Mühle hat sich ein Fundamentstreifen erhalten, auf dem wohl der Maltisch aufsetzte.



zuvor bis zu den Dachbalken in 4,70 Metern Höhe reichte. Zudem war der Mahlraum einst mit einem Tonplattenboden ausgestattet.

Die bodenarchäologische Untersuchung im Wohnteil erbrachte den Nachweis eines schmalen Mauerfundaments, das über dieselbe Ausrichtung

wie die Binnenmauer zwischen Küche und Stube verfügte, jedoch 50 Zentimeter nach Süden versetzt lag. An diese Mauer stiess eine ebenerdige Feuerstelle an, die spätmittelalterliche Keramik enthielt: wohl die letzten Überreste eines Vorgängerbaus.

Wo der Eingang zum Wohntrakt ursprünglich lag, ist nicht bekannt. Die aktuellen Mauerdurchbrüche zeigen Merkmale des 19. und 20. Jahrhunderts. Auch über die Ausstattung des Wohnbereichs ist wenig bekannt. Im Erdgeschoss lassen Verrussungen an Wänden und Deckenbalken auf eine Herdstelle und damit eine Küche im mittleren Raum und in der Südostecke des hangseitigen Raums schliessen. Von letzterer Herdstelle stieg zeitweise Rauch ins Dachgeschoss auf, vermutlich um hier Lebensmittel zu räuchern. Im Raum zur Vorderfassade hin lag die Stube, wie eine in die Traufmauer eingebaute überkuppelte Nische für einen Stubenofen eingebaut. Im rückwärtigen, in den Hang gebauten Raum scheint die Decke einst niedriger gelegen zu haben – ursprünglich vielleicht ein Keller mit hangseitigem Fenster oder

einer Tür. Von den drei Räumen im Obergeschoss verfügte der mittlere zeitweise ebenfalls über eine Küche. Später, nachdem im Mahlraum das Obergeschoss eingezogen worden war, gab es von dort einen direkten Zugang in das neue Geschoss.

1936 wurden die Mühlsteine durch einen Walzenstuhl ersetzt und spätestens dann der Mahltisch entfernt. Der Mahlbetrieb ging in der Folge stetig zurück bis zur Aufgabe am Ende des Jahrhunderts.

Im gewässerreichen Kanton Baselland hatten die Mühlen eine grosse Bedeutung für die Selbstversorgung. Einige sind heute verschwunden, fast alle anderen werden nur noch zum Wohnen genutzt. Leider wurden bisher nur wenige bauarchäologisch untersucht. Viele Mühlengebäude beherbergen im Erdgeschoss den Mahlbereich und im Obergeschoss die Wohnräume für die Müllersfamilie. Die Mühle in Ziefen ist hingegen senkrecht zur Firstrichtung in den steinernen Wohn- und hölzernen Mahlraum unterteilt. Zudem macht es sein Baudatum von 1529 zum ältesten datierten und noch erhaltenen Mühlengebäude im Kanton.

Örtliche Leitung und Bericht: Claudia Spiess
Örtliche Leitung Ausgrabung: Jan von Wartburg
Oktober 2022 bis Oktober 2023
Dendrochronologie: DendroNet, Willy Tegel,
Mühlingen (D)

Im Boden des ausgekernten Mühlengebäudes sind ein älterer Mauerrest (1), eine Feuerstelle (2) und Teile eines Tonplattenbodens (3) zu erkennen.



Oltingen, Hauptstrasse 48: letzter Abschnitt eines Hochfirstständerbaus

Oltingen, Hauptstrasse 48 mit der untersuchten Ökonomie (Bildmitte). Links daneben der separate Wohnbau aus dem 18. Jahrhundert.

Im Zuge eines Bauprojekts an der Hauptstrasse 48 in Oltingen wurden die Reste eines Hochfirstständerbaus archäologisch dokumentiert. Sie waren nur noch im Ökonomieteil des Bauernhauses vorhanden. Hochfirstständerbauten gehören zu den ältesten noch stehenden Holzbauten im Kanton Basel-Landschaft. Sie werden charak-

terisiert durch ihre mittigen, vom Boden bis unter den First reichenden, namengebenden Ständer, umgangssprachlich auch ‹Hochstud› genannt (s. Seite 194 ff.). Das Holz für die Konstruktion an der Hauptstrasse 48 wurde gemäss Jahrringanalyse im Herbst/Winter 1513/14 gefällt. Das Gebäude gehört damit zu den fünf ältesten der bisher datierten Bauten dieser Art im Baselbiet.

Das Untersuchungsobjekt steht an der Weggabelung von Hauptstrasse und Herrenweg. Auf einer Federskizze von Georg Friedrich Meyer aus der Zeit um 1680 ist es mit strohgedecktem Satteldach und Walm dargestellt. Die heutigen Besitzverhältnisse sind verschachtelt, denn im 18. Jahrhundert wurde das nordöstliche Eck des Gebäudes abgetrennt und durch einen separaten Wohnbau ersetzt. Die südliche Hälfte des Hauses wurde dann in den 1980er Jahren umgebaut und dabei die Holzkonstruktion des Hochfirstständerbaus auf dieser Seite entfernt. Die Bauuntersuchung beschränkte sich somit auf die im nordwestlichen Bereich verbliebenen Reste des Ökonomieteils, die maximal einen Viertel der Grundfläche des ursprünglichen Baus ausmachten.



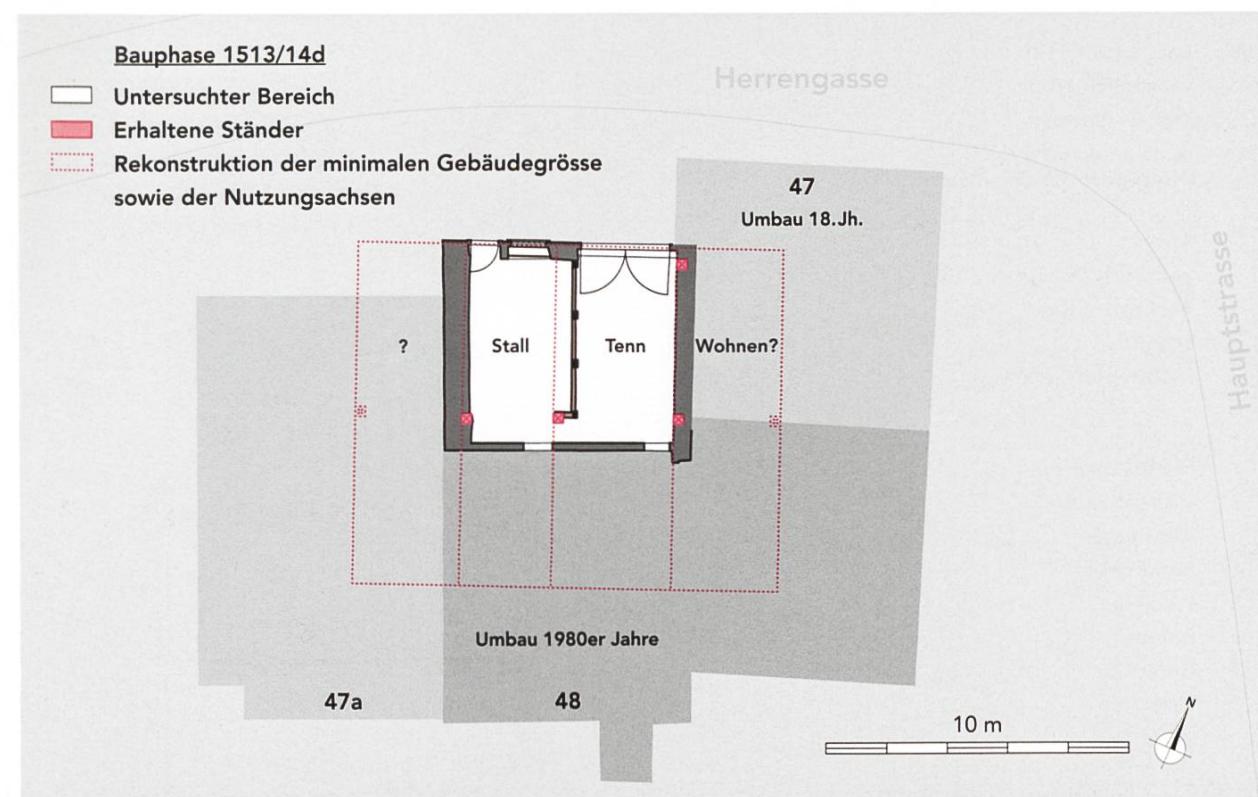
Trotz der jüngeren Versteinerung der Ökonomie war ein Grossteil der bauzeitlichen Hölzer noch vorhanden oder liessen sich aufgrund von leeren Blattsassen in ihrem Verlauf ergänzen.

Drei Hochfirstständer mit einer Höhe von 11,5 Metern waren noch erhalten. Sie standen auf kleinen Steinblöcken, um nicht direkt der Bodenfeuchtigkeit ausgesetzt zu sein. Zur Bauzeit müssen im Gebäude noch mindestens zwei weitere Ständer dieser Art vorhanden gewesen sein. Die drei dokumentierten Querachsen waren nur auf der Nordseite und nur bis zur Firstachse erhalten, trotzdem lässt sich die ehemalige Breite des Gebäudes rekonstruieren. Sie muss etwa 11,5 Meter betragen haben, bei einer ursprünglichen Gebäudelänge von mindestens 15 Metern.

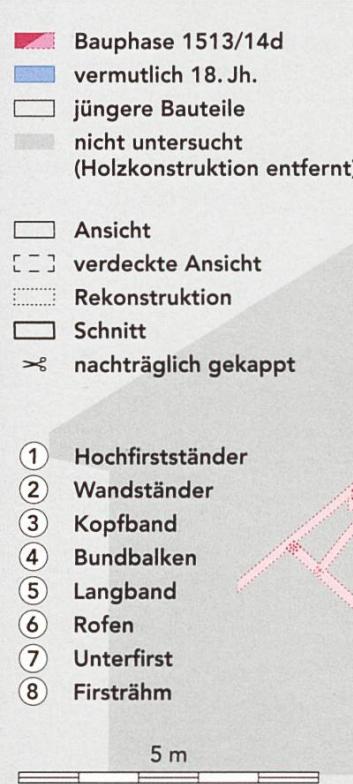
Neben den Hochfirstständern wurde noch eine weitere Stütze dokumentiert: In der Brandmauer zum benachbarten Wohnhaus befand sich ein Wandständer, der die ehemalige Fassadenflucht anzeigte. Ein vom Wandständer zum Bundbalken verlaufendes Kopfband erleichterte den Aufstell-

prozess, ein Langband vom Wandständer über den Bundbalken an den Hochfirstständer gewährleistete zusätzlich die Stabilität der Konstruktion. Weitere Langbänder in Längsrichtung, die von den Hochfirstständern über den Unterfirst bis an den Firsträhm reichten, sicherten die Längsaussteifung.

Das ursprüngliche Gebäude lief über die heutigen Parzellengrenzen hinweg.



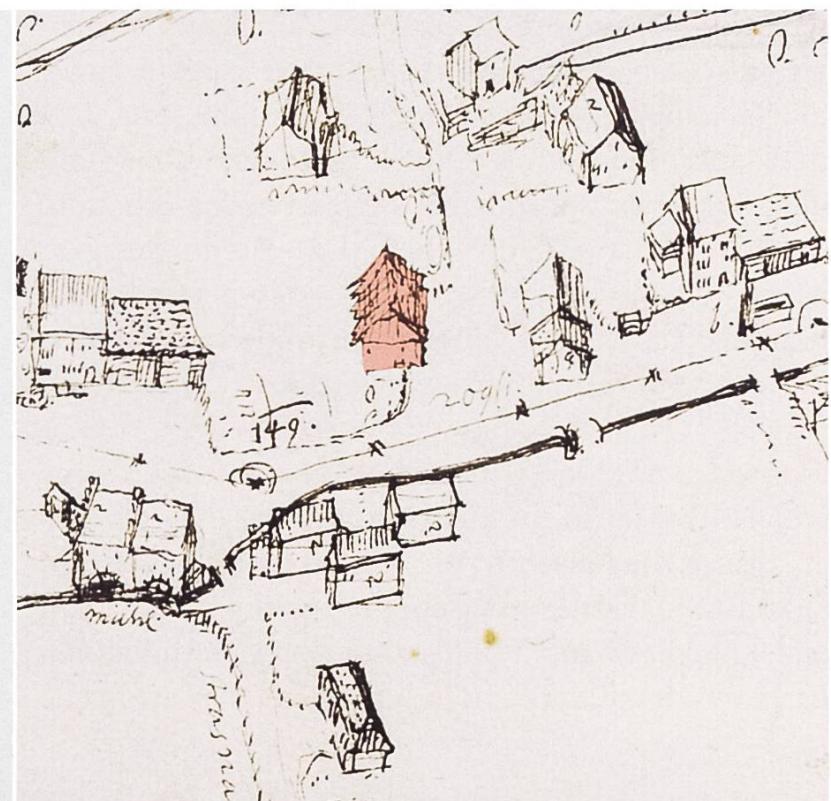
Querschnitt durch die Stallachse (links). Bei Georg Friedrich Meyer (um 1680, rechts in rot) ist das Gebäude mit Strohdach dargestellt.



Ein breites Vordach schützte die Holzwände vor der Witterung, bevor sie zu einem späteren Zeitpunkt versteinert wurden. Die Rofen, welche die Dachhaut trugen, waren im First ineinander verzapft, mit einem Holznagel gesichert und über den Firsträhm gehängt. Die Dachneigung betrug 45 Grad, ein angemessenes Gefälle sowohl für die

ursprüngliche Stroh- als auch für die spätere Ziegeldeckung. Alle Verbindungen waren verblattet, blosß der Firsträhm war auf die Hochfirrständer gezapft.

Die Ökonomie war zum Untersuchungszeitpunkt in einen östlichen Tenn- und einen westlichen



Stallteil gegliedert, was noch der ursprünglichen Raumnutzung entsprach. In der Stallachse verfügten beide Hochfirstständer über in regelmässigen Abständen eingeschlagene, lange Holznägel, die als Leitersprossen von der Höhe des Bundbalkens bis zum Unterfirst hinaufführten. Der ursprüngliche Dachraum des Hochfirstständerbaus war ganz ohne Unterteilungen angelegt. Der Garbenboden über dem Tenn auf 3,9 Metern war somit der höchstgelegene Boden, darüber erstreckten sich bis zum First fast acht Meter freien Raums. Zur Ausnutzung des Lagerplatzes mussten die Garben oder das Heu hoch gestapelt werden. Später, vermutlich im 18. Jahrhundert, wurde auf rund sieben Metern Höhe ein Zwischenboden eingebaut, womit die Ausnutzung des Dachraums wohl etwas einfacher wurde. Weil dieser Zwischenboden sicherheitstechnisch bedenklich war, war für die Bauuntersuchung ein Stahlrohrgerüst nötig, denn ohne dieses liessen sich die oberen Teile der Konstruktion nicht dokumentieren. Die Hochfirstständerkonstruktion wurde nach der Untersuchung bis auf eine Bundachse in der Brandmauer abgerissen.

Durchführung und Bericht: Nora Näf
Dendrochronologie: Claudia Spiess und Raymond Kontic, Basel
September 2022 bis Januar 2023

Die Hochfirstständerkonstruktion in der Ökonomie.



Nusshof, Im Dörfli 11: eine spätgotische «Fischgrätdecke»

Nusshof, Im Dörfli 11.
Das Untersuchungs-
objekt (rot) mit seinem
Nachbargebäude, mit
dem es ursprünglich
ein Wohnhaus bildete.

Die zweigeschossige Liegenschaft Im Dörfli 11 steht traufständig am Dorfplatz von Nusshof und wurde anlässlich eines Umbaus bauarchäologisch untersucht. Das heutige Bauernhaus aus Bruchsteinmauerwerk besteht aus vier Nutzungsachsen. Bei der Untersuchung wurde aber schnell klar, dass im heutigen Wohnteil noch viel Bausubstanz

aus dem 16. Jahrhundert vorhanden ist und dass dieser ursprünglich gemeinsam mit dem südlichen Nachbargebäude ein grosses Wohnhaus bildete.

Der Zugang zum Wohnteil der Liegenschaft Nummer 11 findet sich heute auf der abschüssigen Rückseite des Gebäudes. Über eine Laube wird der rundbogige Eingang mit breiter Fase am Stein gewände erreicht. Im Erdgeschoss ist im Flur- und Küchenbereich eine Einschubdecke mit einer auffälligen Konstruktion sichtbar: die Deckenbretter sind schräg in seitliche Nuten der Balken gescho ben. Da sich die Legerichtung der Deckenbretter bei jedem Balkenzwischenraum ändert, ergibt sich eine Art Fischgrätmuster.

Bisher sind 13 solcher «Fischgrätdecken» im Kanton Basel-Landschaft archäologisch dokumentiert. Sie befinden sich alle im Oberbaselbiet. Elf von ihnen sind dendrochronologisch datiert – wobei bemerkenswert ist, wie eng die Datierungen zeitlich beisammen liegen. Die älteste dieser Deckenkonstruktionen ist im Erdgeschoss eines Wohnhauses



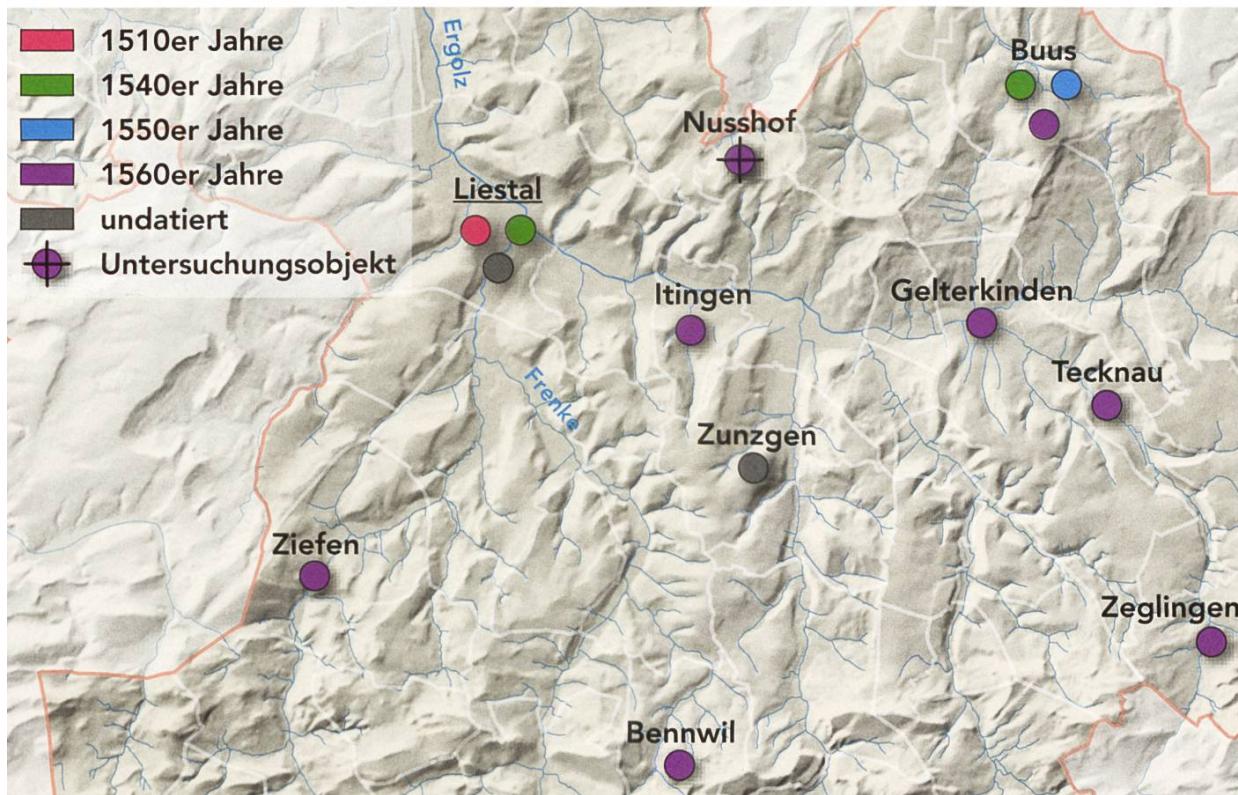
in Liestal verbaut und datiert in den Herbst/Winter 1512/13. Die restlichen Datierungen streuen zwischen 1546 und 1567, das heisst in einer Zeitspanne von nur 21 Jahren. Die meisten der ‹Fischgrätdecken› sind jeweils im Erdgeschoss anzutreffen, sie können aber durchaus auch im Keller oder im ersten Obergeschoss liegen.

Auch das rundbogige Türgewände, die breit gefassten Deckenbalken der Stube im Erdgeschoss sowie die Reste der Dachkonstruktion im Wohnteil von Im Dörfl 11 passen stilistisch gut ins 16. Jahrhundert. Der Dachstuhl mit Blattverbindungen besteht aus einer stehenden Stuhlkonstruktion und aus einem mittigen Unterzug mit verzierter Mit-

Die ‹Fischgrätdecke› im Erdgeschoss (links), die schräg zum Nachbargebäude verlaufende Wand und verrusste Reste des Dachstuhls von 1562/63 (rechts).



**Verbreitungskarte von
«Fischgrätdecken» im
heutigen Kanton Basel-
Landschaft.**



telsäule. Seit der Bauzeit wurden einige Balken ausgetauscht, die ursprünglichen Hölzer sind aber noch gut an ihrer Verrussung zu erkennen.

Die dendrochronologische Datierung der Deckenbalken vom Unter- bis ins Obergeschoss sowie des stehenden Dachstuhls ergab eine Schlagphase im

Herbst/Winter 1562/63. Die meisten verbauten Hölzer sind aus Föhre, die Deckenbalken des Kellers und die Rähme des Dachstuhls hingegen aus Eiche. Der westliche Rähm des Dachstuhls ist rund 20 Jahre jünger als die restlichen Bauhölzer. Dabei handelt es sich vermutlich um eine Reparaturmassnahme – möglicherweise wegen des starken Borkenkäferbefalls, der bis heute an einigen Balken zu sehen ist.

Die Südmauer des Wohnteils, die das Gebäude vom Nachbarhaus trennt, steht auffällig schief zum sonst rechteckigen Grundriss. Zudem ist im Dach sichtbar, dass der verrusste ältere Teil der Dachkonstruktion nach Süden weitergelaufen sein muss. Dies sind Hinweise darauf, dass das Gebäude ursprünglich im Süden mindestens den Wohnteil des heutigen Nachbargebäudes miteinbezog. Diese Erkenntnis wird durch einen Blick in die Brandlagerakten bestätigt: Die Trennung in zwei Haushälften muss laut den Brandversicherungsakten zwar schon vor 1807 erfolgt sein, mindestens von 1877 bis 1952 existierte allerdings noch eine Verbindungstüre zwischen den beiden Teilen.

Im Erdgeschoss des Wohnteils der Liegenschaft Im Dörfli 11 befindet sich direkt neben dem rundbogenigen Eingang ein bauzeitlicher Kaminwechsel, der an dieser Stelle an der Wand neben der Türe ungewöhnlich erscheint. Ein weiterer befindet sich an der üblichen Stelle zwischen Küche und Stube. Zwei so nahe beieinander liegende Feuerstellen könnten unter anderem auf eine Nutzung des Erdgeschosses als Werkstatt hindeuten.

Die nördlich anschliessende Ökonomie ist deutlich jünger. Sie wurde gemäss den Brandlagerakten nach 1839 erbaut und bereits um 1860 erweitert. Dies zeigt sich auch im Baubestand, denn ihr Mauerwerk stösst an dasjenige des Wohnteils. Zudem sind von der Ökonomie her mehrere zugemauerte Fenster in der ehemaligen nördlichen Außenmauer des Wohnteils zu sehen – damit bestätigte die Untersuchung einen Gebäudebestand, wie ihn Georg Friedrich Meyer um 1680 gezeichnet hat: ein freistehendes Gebäude mit durchfesterter Giebelmauer gegen Norden. Die Darstellung Meyers zeigt auch, dass das ziegelgedeckte Dach einseitig zum Dorfplatz hin stark nach unten

gezogen war. Ein entsprechend asymmetrisches Dach ist im heutigen Baubestand allerdings nicht mehr nachweisbar.

Durchführung und Bericht: Nora Näf
Dendrochronologie: Till Seiberth, Basel
Juni 2023

Ortsskizze von Nusshof
des Basler Geometers
Georg Friedrich Meyer
(um 1680). Das untersuchte Gebäude ist rot
hervorgehoben.



Wahlen, Laufenstrasse 5: vom Flach-zum Steildach

Laufen, Wahlenstrasse 5.
Blick von der Laufenstrasse auf das untersuchte Bauernhaus vor dem Abbruch 2023.

Aufgrund eines Neubauprojekts wurde im Dorfzentrum von Wahlen ein Mittertenn-Bauernhaus vor seinem Abbruch bauarchäologisch untersucht. Das Gebäude stand nahe der Kirche an der Laufenstrasse in einem Strassendreieck beim Zusammenfluss von Riedmetbächli und Wahlenbach. Das relativ grosse, traufständig zur Strasse stehende

Gebäude verfügte über ein mittiges Tenn, einen aus Backsteinen gefügten grossen Stall und einen aus Bruchsteinen gemauerten Wohnteil. Während der Ökonomietrakt im 20. Jahrhundert durch Umbauten überprägt und mit diversen Anbauten versehen wurde, war im Wohnbereich noch deutlich ältere Substanz vorhanden.

Der zweigeschossige Wohnteil war drei Räume tief und besass relativ starke Aussen- und Binnenmauern von 60 Zentimetern Breite. Ursprünglich wurde das Gebäude als flachgieblicher Steinbau mit einer Dachneigung von lediglich 20 Grad, einer Gebäudetiefe von 15,2 Metern und relativ klein dimensionierten Fenstern errichtet. Aus dieser Zeit stammten noch die massiven Aussenmauern und die Binnenmauern, zudem zwei zugemauerte Fensterchen im Erdgeschoss und vier weitere im ersten Dachgeschoss. Dank Sondierungen kamen im ersten Obergeschoss der südlichen Giebelmauer ausserdem drei Balkenlöcher zum Vorschein, die einst Deckenbalken enthielten und ebenfalls dieser Bauphase zugeordnet werden können.



Da die Deckenbalken des ersten Obergeschosses firstparallel verliefen, muss das flachgeneigte Dach als Rofendach konstruiert gewesen sein. Aufgrund der in moderner Zeit überprägten Ökonomie lässt sich heute nicht mehr sagen, wie breit das Gebäude ursprünglich war. Eine Abbruchkante der Außenmauer im Nordwesten des Wohnteils zeigte allerdings an, dass das Gebäude nördlich davon noch weitergegangen sein muss. Vermutlich handelte es sich bereits in dieser ersten Bauphase um ein Bauernhaus mit drei Nutzungsachsen. Eine Datierung dieses Ursprungsbau war allerdings nicht möglich, da aus seiner Bauzeit keine Hölzer mehr vorhanden sind.

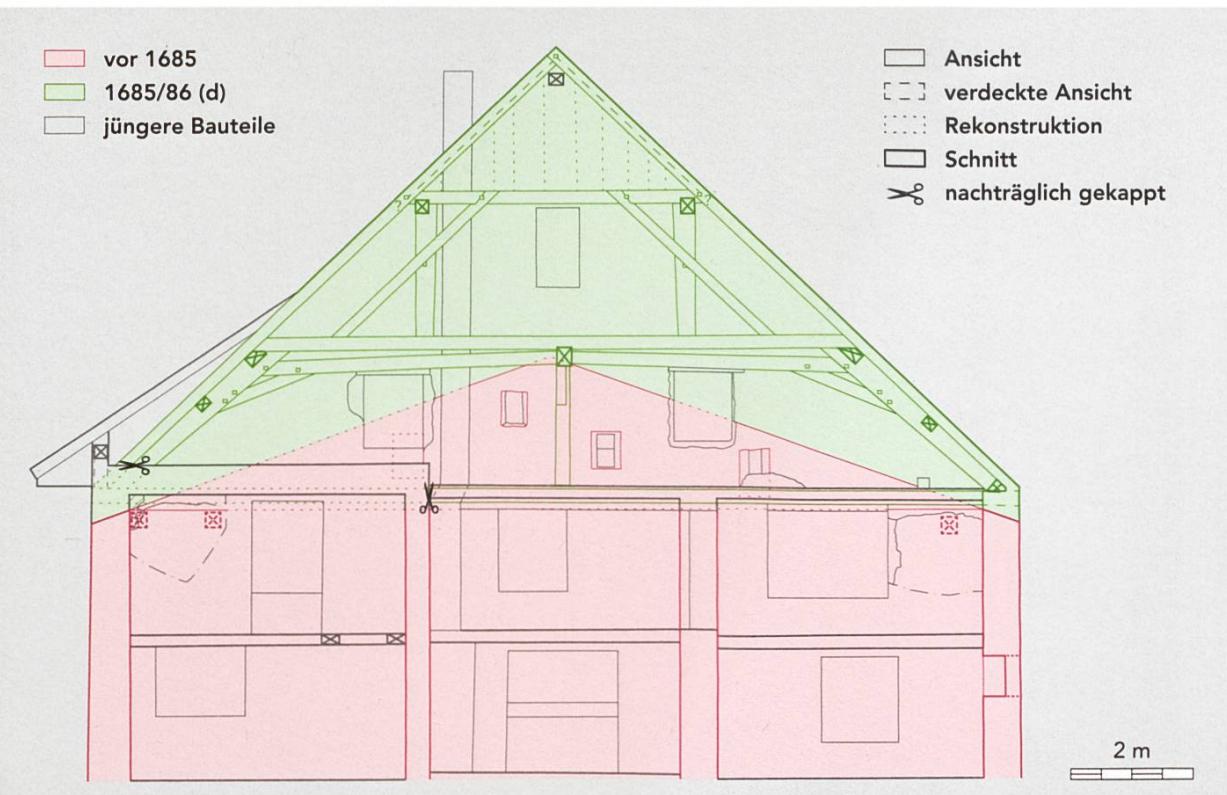
Dank der Jahrringanalyse der Dachkonstruktion wissen wir, dass dieses Gebäude frühestens 1685/86 mit einem neuen, deutlich steileren Stuhl versehen worden war. Dafür sind die älteren Aufbauten und die Deckenbalken im ersten Obergeschoss entfernt und das neue Dach auf die bestehenden Außenmauern gesetzt worden. Die Breite des Gebäudes betrug spätestens ab diesem Zeitpunkt 17

Meter, was an den Resten der Dachkonstruktion über der Ökonomie ablesbar ist. Das dreigeschossige Dach mit einer Dachneigung von nun 43 Grad war über dem Wohnteil verrostet. Es wies im ersten Dachgeschoss eine liegende Stuhlkonstruktion mit mittigem Unterzug auf, im zweiten bestand es aus einem stehenden Stuhl mit Steigblattstreben.

In der Sondierung sind die historischen verputzten Wandflächen erkennbar, unter anderem mit einem zugesetzten Balkenloch (rot).



Baualtersplan der südlichen Giebelwand, in der sich der flachgiebige Ursprungsbau (rot) deutlich abzeichnet.



Eine sehr ähnliche Dachkonstruktion, per Jähringanalyse nur drei Jahre jünger datiert, wurde 2019 in einem Gebäude in der Altstadt von Laufen dokumentiert. Beim Bauernhaus in Wahlen war der Südgiebel mindestens im dritten und eventuell auch im zweiten Dachgeschoss verbrettet, was noch an einer Nut an der Unterseite des südlichsten Sparrenpaars ablesbar war. Die Deckenbalken des Erdgeschosses und vermutlich auch die meisten Fenster sind im 18. bis 20. Jahrhundert erneuert respektive neu eingebaut worden.

Im Jahr 2023 konnte im Laufental zusätzlich zum Gebäude in Wahlen noch ein weiteres Bauernhaus mit einem flachgeneigten Vorgägerdach archäologisch untersucht werden: In Liesberg, Niederdorf II steckt unter einem imposanten, steilen dreigeschossigen Dach aus der Schlagphase 1826/27 ebenfalls ein flachgiebiger gemauerter Bau, der anhand von Russspuren an den Mauern und Baufugen ablesbar ist.

Es ist anzunehmen, dass die beiden genannten Gebäude ursprünglich mit hölzernen Legeschindeln eingedeckt waren, wofür eine Dachneigung von 18–20 Grad ideal ist. Dabei werden die 80–100 Zentimeter langen Schindeln mit Holzlatten fixiert, die wiederum durch Holznägel an Ort und Stelle gehalten werden. Die Schindeln wurden zusätzlich mit Steinen beschwert, mussten aber regelmässig umgedeckt und je nach Holzart alle

35–100 Jahre ersetzt werden, da das Dach sonst undicht wurde. Flachgeneigte Dächer, umgangssprachlich auch ‹Tätschdächer› genannt, sind im Kanton Basel-Landschaft bauarchäologisch bisher hauptsächlich im Laufental nachgewiesen. Auf den Dorfprospekten von Georg Friedrich Meyer (um 1680) sind sie allerdings auch im Amt Waldenburg mehrfach dargestellt.

Mit dem Bau eines steileren Sparrendachs wurde in den hier vorgestellten Gebäuden deutlich mehr Dachvolumen und damit Lagerraum geschaffen. Auf einem steileren Dach findet allerdings eine Deckung mit Legeschindeln keinen Halt mehr. Dächer mit mindestens 40 Grad Neigung wurden im 17. Jahrhundert mit Stroh oder Ziegeln gedeckt, wobei die Ziegeldeckung gegenüber Schindel- und Strohdächern den Vorteil hat, weniger brandanfällig zu sein. Seit Mitte des 16. Jahrhunderts sind auf dem Gebiet des heutigen Kantons Basel-Landschaft diverse Verordnungen erlassen worden, die Holzersparnis fördern und Dorfbrände verhindern sollten. Es stellt sich somit die Frage, ob der Umbau zum steileren Dach nicht nur

zur Gewinnung zusätzlichen Lagerraums, sondern auch für eine feuerfestere und langlebigere Dachbedeckung vorgenommen wurde.

Durchführung und Bericht: Nora Näf
Dendrochronologie: Till Seiberth, Basel
Mai bis Juli 2023

Vergleichbarer Befund in Liesberg: Die verrosteten Mauerflächen im ersten Obergeschoss bezeugen auch hier einen flachgiebigen Ursprungsbau.



Zwingen, Schlossgasse 4: die bewegte Geschichte eines Kornhauses

Zwingen, Schlossgasse 4, Zustand um 1897 nach Eugen Probst.
Anordnung und Vielfalt der Fenster weisen auf eine lange Baugeschichte hin.

Die Schlossanlage von Zwingen, deren erste urkundliche Erwähnung auf das Jahr 1312 zurückgeht, thront majestätisch über der Birs und erstreckt sich über drei Felsbänke. Die Frage nach der natürlichen oder künstlichen Entstehung dieser Formationen ist bis heute ungeklärt. Heute ist die Senke zwischen dem mittleren und dem

westlichen Felsen eingeebnet. Die östliche ist zwar durch einen Graben abgetrennt, dieser ist aber nur noch bei Hochwasser mit Wasser gefüllt.

Das dominierende Gebäude auf der grösseren westlichen Insel ist heute das ehemalige Wirtschaftsgebäude im nordwestlichen Eckbereich. Im Zuge von Umbauten in den Jahren 2021 und 2022 wurde dieser Bau genauer untersucht. Er präsentiert sich in einer L-förmigen Anordnung, mit einem Hauptbau entlang des Nebenarms der Birs und einem südlichen Anbau, der etwa einen Drittel der Westseite der Wehranlage einnimmt.

Im westlichen Drittel des Hauptbaus konnten Überreste der ursprünglichen Dachkonstruktion dokumentiert werden. Diese bestand aus einem dreigeschossigen, liegenden Dachstuhl mit zwei Bundebeinen. Eine dendrochronologische Untersuchung der Balken ergab, dass die Hölzer zwischen 1556 und 1561 – die meisten 1560/61 – geschlagen wurden. Diese Daten stimmen mit dem bekannten Baujahr 1561 überein, das aus historischen Quellen hervorgeht.

SCHLOSS ZWINGEN

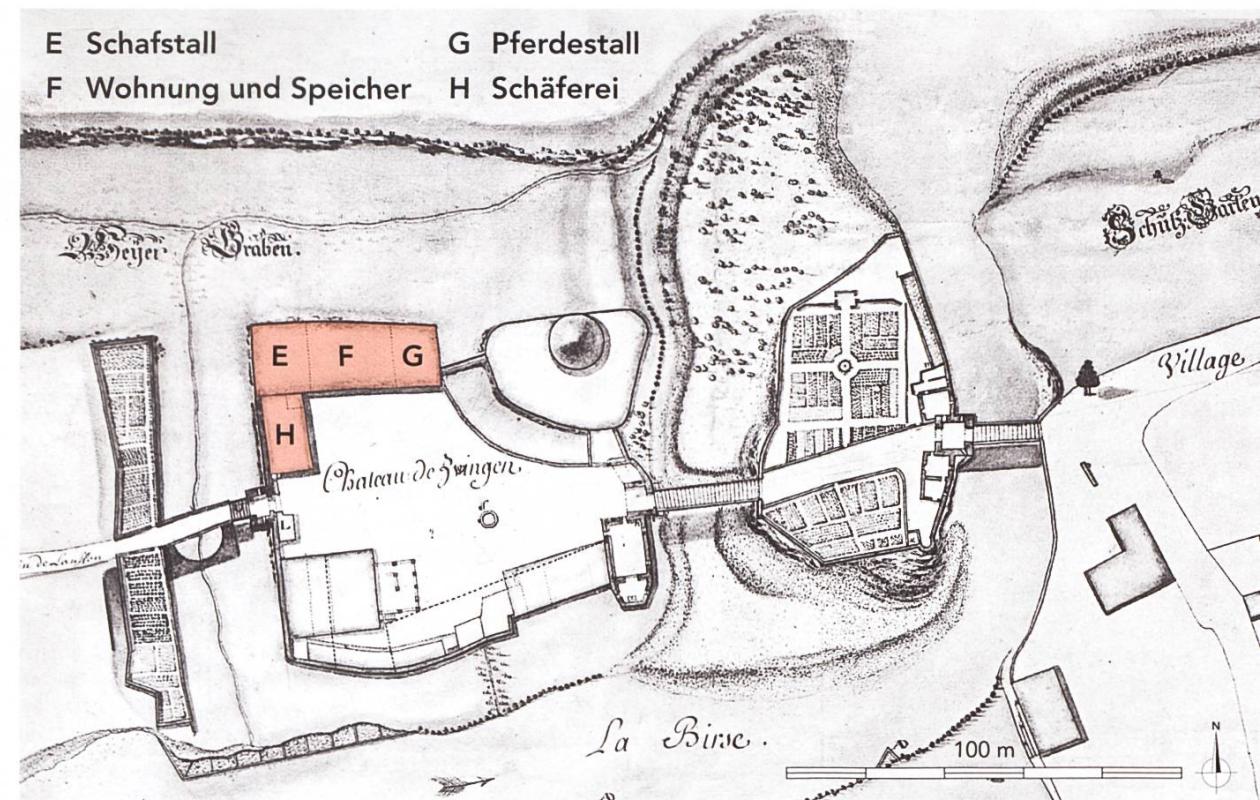


In der ältesten Überlieferung wird das Gebäude als Kornhaus bezeichnet, vermeintlich mit einer Länge von 17 Metern. Interessanterweise deutet ein Plan des Schlossareals aus dem Jahr 1766 darauf hin, dass das Wirtschaftsgebäude entweder später erweitert wurde oder von Anfang an grösser war, denn auf diesem Plan weist es eine Länge von ungefähr 30 Metern auf. Fotografien der Nordfassade aus der Zeit um 1900 zeigen zudem eine vertikale Baufuge etwa zehn Meter vom nordwestlichen Eck entfernt. Ausserdem weisen die Aussenmauern in diesem Bereich unterschiedlich proportionierte Bruchsteine auf und auf unterschiedlichen Höhen platzierte Fenstersimse, was auf verschiedene Bauphasen hinweist. Unter anderem wurde im Jahr 1758 im mittleren Teil des Hauptbaus eine Wohnung für den fürstlichen Pächter mit einem Speicher im Obergeschoss errichtet. Die ansatzweise erkennbaren Staffelfenster, eine Türe mit Spitzbogen sowie eine vertikale Baufuge könnten auf einen repräsentativen Bau vor 1560/61 hindeuten.

Bei genauerer Betrachtung des Plans von 1766 wird deutlich, dass der Hauptbau zu dieser Zeit

in drei Abschnitte unterteilt war: in einen Schafstall im Westen, eine Wohnung mit Speicher in der Mitte und einen Pferdestall im Osten. Zudem schloss entlang der Umfassungsmauer südlich des Schafstalls eine Schäferei an. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurden zahlreiche Gebäude auf dem Schlossgelände abgerissen. Spätestens damals

Plan der Schlossanlage von 1766, mit der damaligen Unterteilung des Wirtschaftsgebäudes (Staatsarchiv Bern).



Die Nord- und Westfassade des Gebäudes um 1900 (Staatsarchiv Basel-Stadt).



wurde die Schäferei entfernt und durch einen kleineren Unterstand ersetzt. Die Abwesenheit der Schäferei lässt sich anhand von Fassadenplänen aus dem Jahr 1897 und Fotografien um 1900 erkennen.

Nachdem das Schlossareal im Jahr 1913 in den Besitz der Papierfabrik Zwingen übergegangen war,

erfolgte eine Umgestaltung des Wirtschaftsgebäudes gemäss den Anforderungen eines Industriebetriebs. Auf einem Luftbild von 1922 ist zu erkennen, dass anstelle der früheren Schäferei ein neues Gebäude mit einem Treppenturm zum Innenhof im Osten errichtet wurde. Zudem scheinen Teile der Südfassade renoviert worden zu sein. Aus den herumliegenden Holzbalken auf dem Luftbild geht hervor, dass die Arbeiten damals noch im Gange waren. Zur selben Zeit müssen auch Renovierungsarbeiten am Bergfried des Palas erfolgt sein, denn dieser ist auf der Nordseite eingerüstet. Auf einem weiteren Luftbild von 1937 ist zu sehen, dass das Wirtschaftsgebäude inzwischen die Pferdestallachse im Osten verloren hat und nur noch zwei der drei Achsen aufweist.

Seit 1993 befindet sich das untersuchte Gebäude im Besitz der Gemeinde und wird als Verwaltungsbau und Wohnraum genutzt. Aufgrund der umfangreichen Umbauten ist anzunehmen, dass die meisten Teile der Südfassade und der Innenmauern nicht mehr aus der Bauzeit stammen. Die Ostfassade wurde in den 1920er-Jahren vollständig

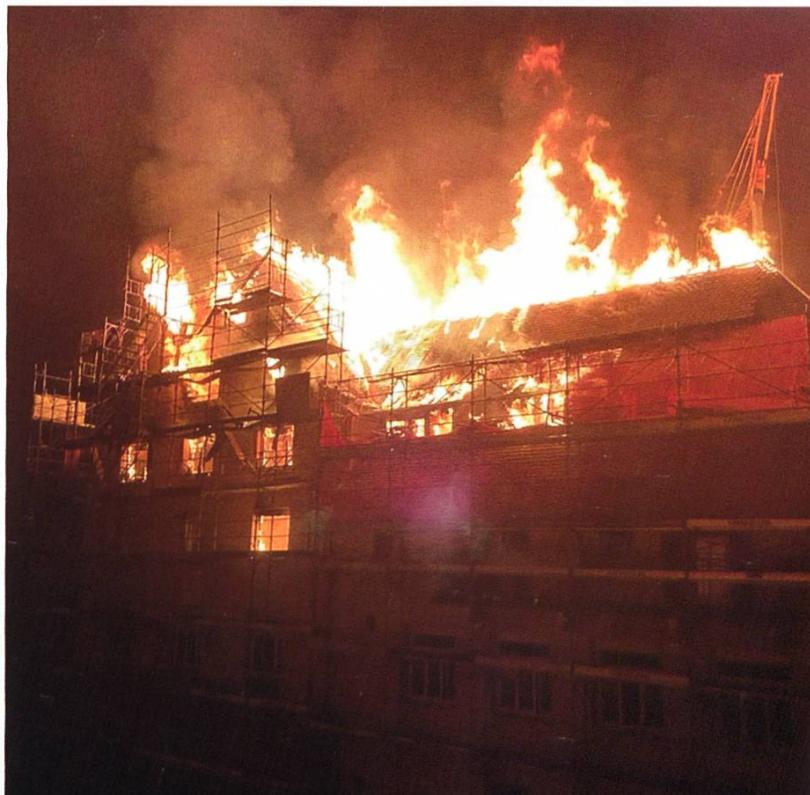
erneuert. Die originale Dachkonstruktion ist, wie bereits erwähnt, nur im Bereich des ehemaligen Schafstalls erhalten geblieben.

Kurz vor Abschluss der Umbauten zerstörte im Oktober 2022 ein Brand die meisten Balken des alten Dachstuhls. Das Ereignis unterstreicht ein-

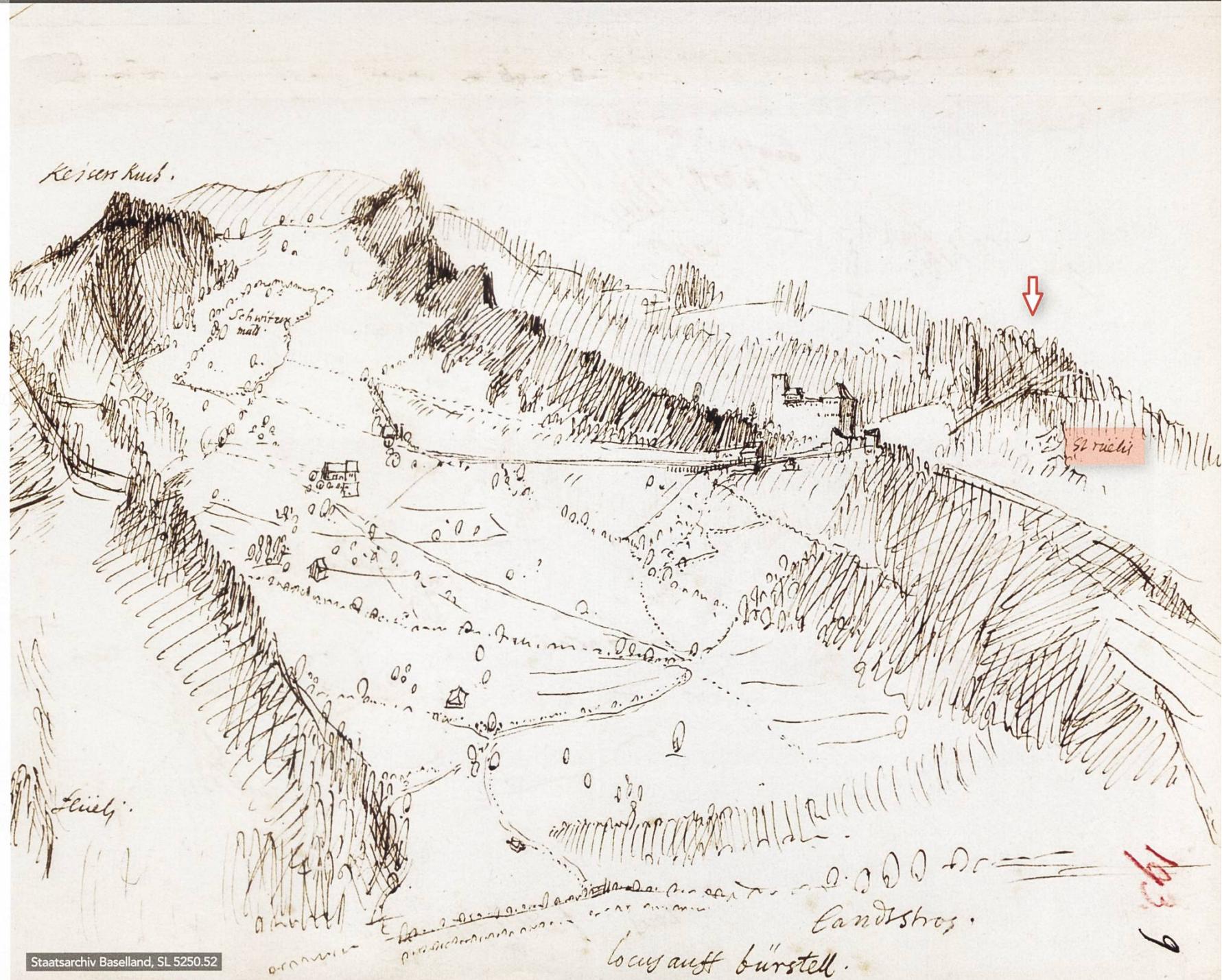
mal mehr die Bedeutung der Dokumentation von historischen Gebäuden, da ohne sie ein wichtiger Teil der Baugeschichte verloren gegangen wäre.

Untersuchung und Bericht: Lukas Richner
August 2021 bis November 2022

Dem Brand vom
Oktober 2022 (links)
ist der Dachstuhl von
1561 (rechts) zum
Opfer gefallen.



Waldenburg, Holznach. Lage der Flur
'St. Ruelis' auf dem
Höhenzug gegenüber
der Waldenburg ge-
mäss einer Skizze von
Georg Friedrich Meyer
aus dem Jahr 1678.
Das Hofgut Holznach
befindet sich auf der
Hochebene hinter die-
sem Höhenzug (Pfeil).



Waldenburg, Holznach: eine Kapelle – oder doch ein Milchkeller?

Im Umkreis des Hofguts Holznach südwestlich von Waldenburg wurde schon seit der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts nach den Überresten einer Kapelle gesucht. Als Hinweis, dass in diesem Areal einmal eine Kapelle stand, gilt der noch bis Ende des 19. Jahrhunderts verwendete Flurname ‹Xantner›, der am Gebiet um einen Felsvorsprung nordwestlich des Hofguts haftet. Auf einer Feder-skizze von Georg Friedrich Meyer aus dem Jahr 1678 wird derselbe Vorsprung als ‹St. Ruelis› beschriftet. Die älteste überlieferte Bezeichnung des Areals ist 1485 zu finden: «½ manwerck mattan an Sannt durvllis», also eine Wiese bei Sankt Ulrich. Der damit offenbar gemeinte Bischof Ulrich war an der Schlacht auf dem Lechfeld (955) beteiligt und wurde bereits 20 Jahre nach seinem Tod im Jahre 993 heiliggesprochen. In Basel ist kurz danach zu seinen Ehren eine Kirche gebaut worden. Pfarrer Karl Gauss schloss in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts aus dem Flurnamen, dass in der Nähe des Hofes Holznach einst eine Kapelle stand, die St. Ulrich geweiht war.

Eine Urkunde aus dem Jahr 1608 bezeugt, dass zu diesem Zeitpunkt auf dem Schloss Waldenburg Zinsen für ein «*Mannwerch matten zu Santer Ulis, zwischen dem holz und dem bronnen, stossst oben an Holznacht, unden an Werlin Buman*» eingezogen worden sind. Ob daraus geschlossen werden kann,

Reste einer mittelalterlichen Kapelle? Dreigliedriger, kreuztonnen-gewölbter Halbkeller im Hofgut Holznach.



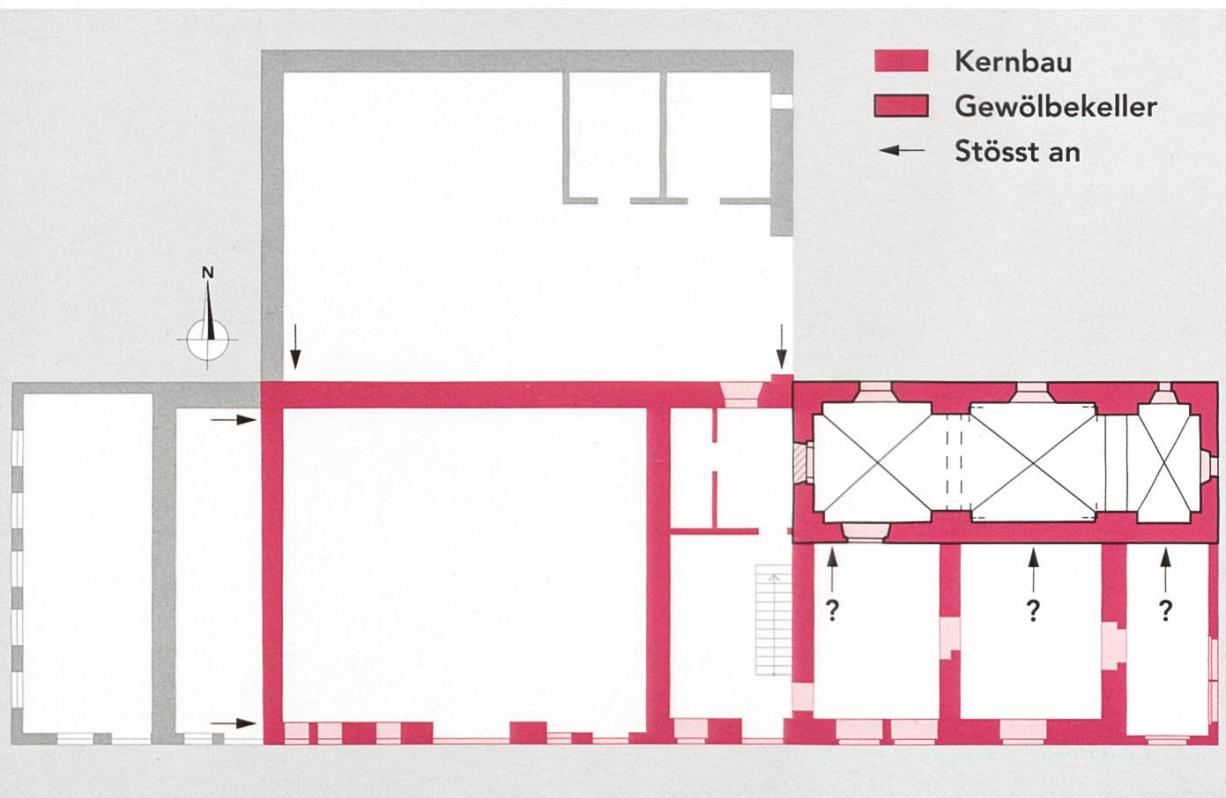
**Die Lage des Gewölbe-
kellers im rückwärtigen
Bereich des Wohn-
bereichs des Hofguts
Holznach.**

dass auf diesem *Mannwerch* ein Bauwerk in Form einer Kapelle betanden hatte, ist nicht klar.

Dieser Frage ging die Kommission zur Erhaltung von Altertümern des Kantons Basel-Landschaft im November 1953 nach. Sie veranlasste eine Grabung

auf dem terrassenförmigen Felskopf. Dabei stiessen die Ausgräber unter einer 50–60 Zentimeter mächtigen Humusschicht direkt auf den Felsuntergrund. Reste eines möglichen Baus traten nicht zutage. Aufgrund eines Hinweises des Gemeindeförsters wurde eine weitere Sondage neben dem bereits 1608 erwähnten Brunnen angelegt. Hier stiessen die Ausgräber auf Überreste von Holzbalken, die laut dem Förster grösstenteils bereits etwa zehn Jahre früher bei Arbeiten um den Brunnen entfernt worden seien. Leider erlaubte der Befund keinen Rückschluss mehr auf deren ursprüngliche Funktion. Der Grabungsleiter geht jedoch davon aus, dass diese Balken nichts mit einer Kapelle zu tun hatten, sondern an dieser Stelle verlegt worden waren, um den sumpfigen Untergrund begehbar zu machen.

Die Suche nach den Überresten der Kapelle ging also weiter. 1980 meldete der Kunsthistoriker und Mittelalterarchäologe Hans Rudolf Sennhauser, er habe die Überreste der Kapelle in Form eines Kellers im Hof Holznach gefunden.



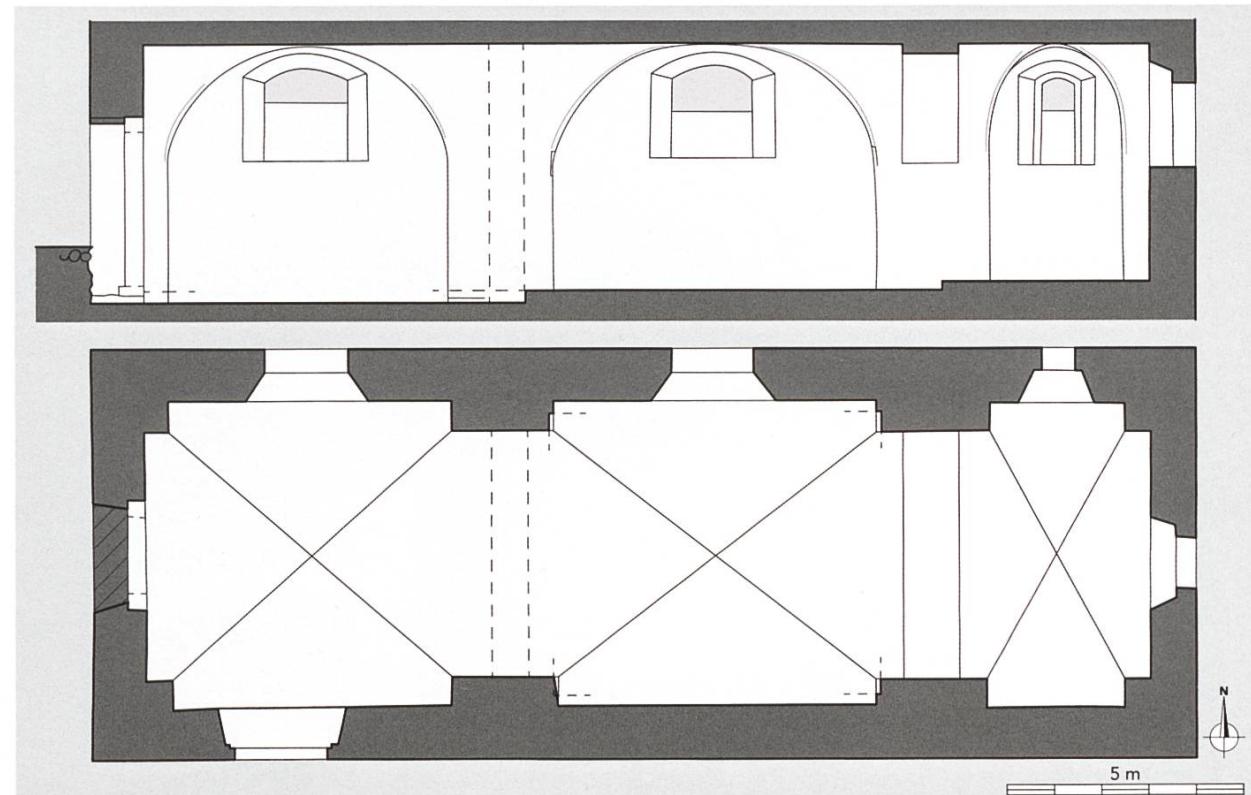
Aufgrund eines Bauvorhabens begutachtete die Archäologie Baselland im Berichtsjahr dieses Bauernhaus mit den postulierten Bauresten der Kapelle. Der von Sennhauser erwähnte Halbkeller besteht aus drei Abteilen mit Kreuztonnengewölben, wobei das östlichste in der Fläche nur halb so gross ist wie die beiden anderen. Der Scheitelpunkt der Gewölbe liegt etwa zwei Meter über dem Boden. Entlang der Grate der Gewölbe sind Reste von roten Begleitbändern ersichtlich. Solche sind stellenweise auch auf Höhe der Fenstersimse an den Wänden erhalten. Die Farbe verläuft dabei auch über Flickstellen im Verputz und kann somit nicht in der Bauzeit angebracht worden sein.

Die Nordmauer des Kellers verfügt über drei sich nach innen weitende Fenster mit Holzlaibungen. Der Lichtdurchlass befindet sich jeweils im oberen Drittel der Nische. Dies liegt daran, dass die Räume leicht in den Hang eingetieft ist. In der Ostwand ist ebenfalls ein Fenster vorhanden. Der Keller wird aktuell von der Küche des Bauernhauses her durch die Südmauer über drei Stufen betreten. In der Westmauer ist eine zugemauerte

Tür vorhanden. Es ist nicht auszuschliessen, dass einer der beiden Eingänge erst nachträglich eingebaut worden ist.

Das heutige Bauernhaus, in dessen Nordostecke sich der beschriebene Gewölbekeller befindet,

Grundriss und Aufriss des Gewölbekellers im Hofgut Holznach.



**Der vergleichbare Ge-
wölbekeller im Hofgut
Spittel, Gemeinde
Langenbruck.**

präsentiert sich als grosses, längsrechteckiges Gebäude. Der aktuelle liegende Dachstuhl mit Firstständern und rautenförmigen Windverbänden, der den Wohn- und Ökonomieteil überdeckt, wurde gemäss den Ergebnissen der dendrochronologischen Untersuchung frühestens in den Jahren

1743/44 errichtet. Reste eines älteren Dachstuhls waren nicht zu beobachten. Der Ökonomieteil wurde nachträglich nach Westen und Norden erweitert. Auf mehreren Landschaftsskizzen von Georg Friedrich Meyer aus dem Jahr 1680 zeigt das Gebäude keinen Hinweis, dass es eine Kapelle in sich bergen soll. Auch in den Brandlagerakten wird keine Kapelle erwähnt, nur ein Gewölbekeller. Es ist unklar, ob dieser nachträglich, gleichzeitig oder sogar vor dem aktuellen Dach errichtet worden ist. Ebenso war nicht feststellbar, ob Überreste des Gebäudes aus Meyers Zeit vorhanden sind.

Das an der nahen Passroute des Oberen Hauensteins gelegene Hofgut Spittel, wo tatsächlich die Reste einer ehemaligen Kapelle archäologisch nachgewiesen sind, besitzt ebenfalls einen Keller mit zwei Kreuztonnengewölben, wobei das eine Kellerabteil nur halb so gross ist wie das andere. Er wurde nachträglich an die ehemalige Kapelle angebaut. Obwohl die Bauart sehr ähnlich ist wie in Holznach, fehlen hier der feine Verputz wie auch die Begleitbänder. Gemeinsam sind ihnen die kleinen Fenster, die wohl zur Belüftung dienten.



Dass in der Gegend von Waldenburg und Langenbruck Keller mit Kreuztonnengewölbe nicht ungewöhnlich waren, zeigen Dokumente aus den Jahren 1764 und 1765, auf die uns Jakob Steinmann hingewiesen hat. In ihnen geht es um einen Antrag zum Bau eines Käsehauses und Milchkellers mit Kreuztonnengewölbe im Sennhof der Waldenburg. Ob dieser letztlich gebaut wurde, ist nicht klar.

In den Brandlagerakten von 1877 bis 1910 wird auf dem Hofgut Holznach eine Melkhütte erwähnt. Aus diesem Indiz – wie auch dem ähnlich gebauten Gewölbekeller im Spittel und dem geplanten Käsekeller im Sennhof der Waldenburg – lässt sich schliessen, dass es sich bei den überwölbten Räumen im Hof Holznach eher um einen Milch- oder Käsekeller gehandelt hat als um die Reste einer Kapelle.

Die Frage nach dem Standort einer möglichen Kapelle bleibt somit weiterhin offen. Aufgrund des Flurnamens ist jedoch anzunehmen, dass sie

eher auf dem Felsvorsprung, wo 1953 die Grabung stattfand, zu suchen wäre.

Bericht: Lukas Richner, mit Dank an Jakob Steinmann für den Hinweis auf die Käsekeller
September bis November 2022

Lage der im Text erwähnten Lokalitäten um Holznach.

